11/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Doppelter Ruhm

Gisela Karau bei den georgischen Filmregisseuren Schengelaja

Eis-Energie

Stromtransport ohne Verlust?

Mein Erlebnis Sibirien

Mit der Zeichenfeder hielt Professor Armin Münch eine Begegnung am Ob fest. FREIE WELT berichtet vom 13. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Das war der 13.
Exklusivbericht vom 13. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft **Seite 2**

Tourismus
Szentendre – die ungarische Museumsstadt **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wissenschaft
Weltweiter Wettlauf um „warme" Supraleitung **Seite 16**

Geschichte
Schwarze Freunde in Usbekistan **Seite 20**

Interview
Ein finnischer Wissenschaftler über kernwaffenfreie Zone in Nordeuropa **Seite 22**

mobile **Seite 24**

Memoiren
Reisebericht aus der Mongolei **Seite 26**

Grafik zu Literatur
Joachim John – Wassili Schukschin **Seite 28**

Das Gesicht
Christoph Schroth **Seite 30**

Technik
Das Budapester Fahrstuhlmuseum **Seite 32**

Erzählung
„Kin Ping Meh" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Sport
Siebzehnjähriger Moskauer mit neuer Zugnummer am Turnreck **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Schriftsteller-Reise
Gisela Karau lernte in Georgien die Filmregisseure Eldar und Georgi Schengelaja kennen **Seite 46**

Naturschutz
Expedition ins Paradies der Rosaflamingos **Seite 50**

Tatsachenbericht
Hilfe für Kuba – Ein Bagger schwimmt über den Atlantik **Seite 54**

Titelbild:
Prof. Armin Münch, Träger des Kunstpreises der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

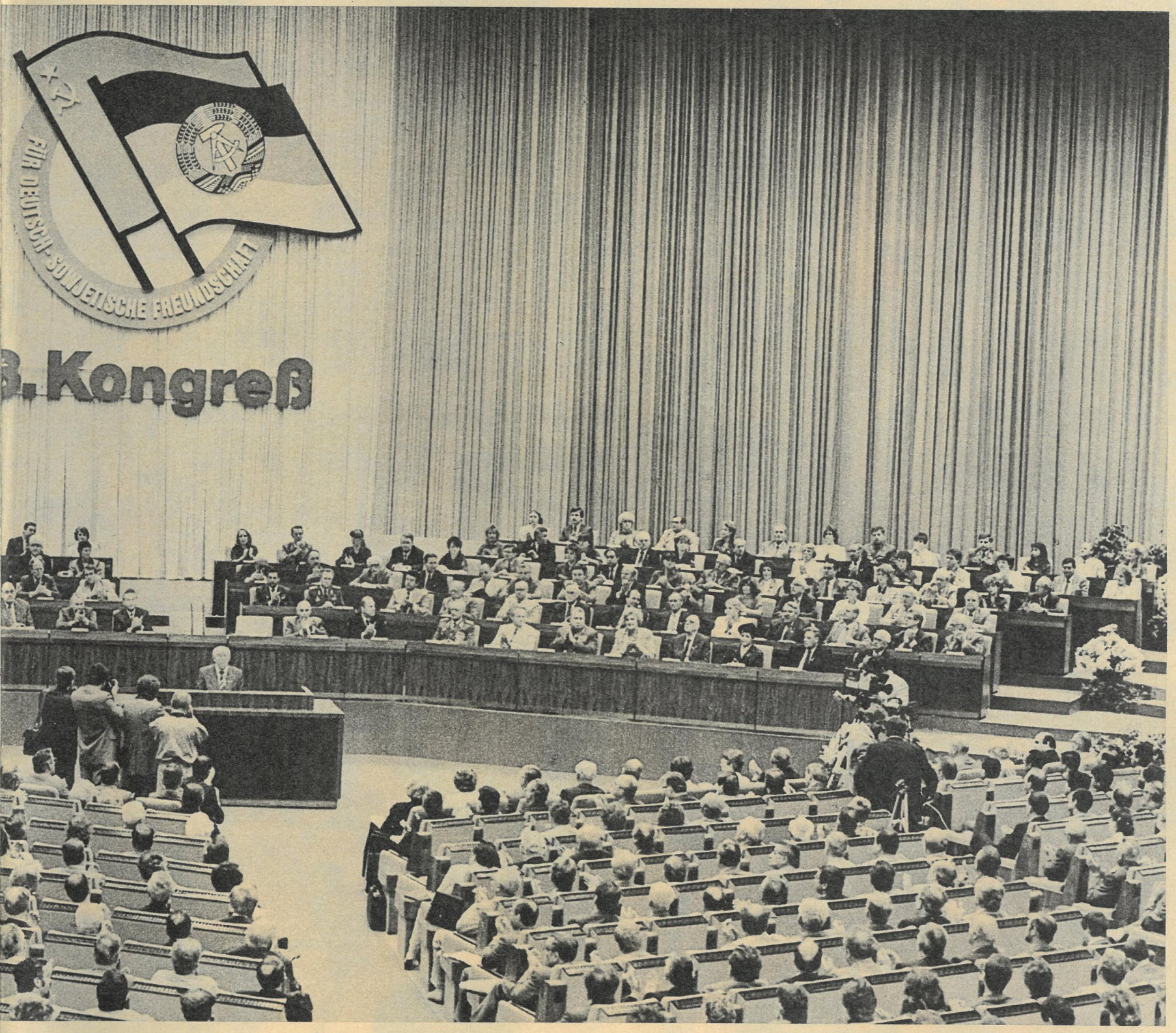
Redaktionsschluß für dieses Heft: 16. 5. 1988

14.—15. 5. 1988:
13. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Zwei Tage im Mai

Würde man eine Liste der im Tagungssaal vertretenen Berufe aufführen, es gäbe kaum eine Tätigkeit, die da fehlte: Arbeiter und Minister, Professor und General, Lehrer und Bauer, Student und Direktor, Pfarrer und privater Gewerbetreibender. 2 685 Männer, Frauen und Jugendliche, stellvertretend für 6,3 Millionen Mitglieder ihrer Organisation, repräsentativ für die Grundhaltung eines ganzen Volkes, die da heißt: Freundschaft zur Sowjetunion. Nicht erst seit heute und gestern, wie jeder weiß, Herzenssache seit jeher der besten Geister der Nation: Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, Ernst Thälmann und Wilhelm Pieck, Thomas Mann, Albert Einstein, Käthe Kollwitz, Richard Sorge, Arvid Harnack, Fritz Schmenkel, Herbert Baum... Einen Katzensprung vom Palast der Republik entfernt erinnert ein schlichter Stein an die Antifaschisten der Gruppe Baum, die in der finstersten Zeit deutscher Geschichte ihr Leben einsetzten, um eine 1942 an dieser Stelle aufgebaute antisowjetische Hetzausstellung der Nazis in Brand zu stecken.

Freundschaft zur Sowjetunion, heute als Verfassungsgrundsatz der DDR festgeschrieben im Artikel 6, Punkt 2, und als Verfassungswirklichkeit im sozialistischen Alltag erlebbar und bilanzierbar, wie der Bericht an den Kongreß bewies. Logisch daher, daß, wer diesen Staat stärker macht, auch der deutsch-sowjetischen Freundschaft den besten Dienst erweist. Erich Mückenberger, Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, verwies auf diesen Zusammenhang, als er in seiner Rede dazu aufrief, den 40. Geburtstag der Republik durch eine überzeugende, lebensverbundene politische und kulturelle Massenarbeit vorzubereiten: „Dabei werden wir anschaulich darstellen, was aus der DDR unter Führung der Partei der Arbeiterklasse im engen Bündnis mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern sowie im Zusammenwirken mit allen fortschrittlichen, mit allen real denkenden Menschen in der Welt geworden ist. Wir werden zeigen, was durch die fleißige Arbeit unseres Volkes erreicht werden konnte, was wir auf dem Weg aus den materiellen und geistigen Trümmern des zweiten Weltkrieges bis zur Gegenwart geschaffen haben, daß unser Land einen Platz in der ersten Reihe der modernen Industrienationen errungen hat." Diese Aussage wurde auch in einem mit großem Beifall verabschiedeten Brief an den Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, unterstrichen, in dem die Delegierten versichern: „Die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft sieht auch in Zukunft ihr wichtigstes Anliegen darin, unter Führung der SED und gemeinsam mit allen in der Nationalen Front vereinten gesell-



Zu Recht sieht die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft ein wichtiges Anliegen ihrer politischen und geistig-kulturellen Tätigkeit darin, die Verwirklichung der gemeinsamen Aufgaben unserer Länder bei der Meisterung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu fördern, den Gedanken- und Erfahrungsaustausch zu unterstützen und die Mitglieder für die konsequente Erfüllung der Pläne in hoher Qualität und der sich aus den Verträgen und Abkommen mit der UdSSR ergebenden Verpflichtungen unserer Kombinate und Einrichtungen zu mobilisieren.

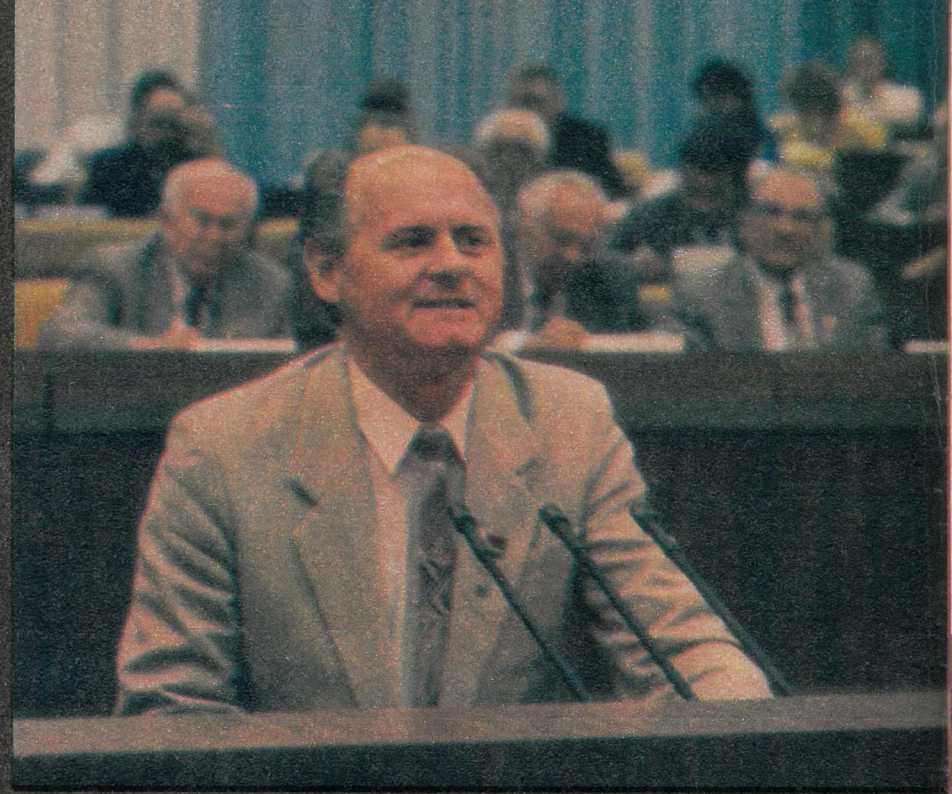
Aus der Grußadresse des ZK der SED

Blumen für den Präsidenten Erich Mückenberger nach seiner Wiederwahl. Zu den ersten Gratulanten gehörten Horst Dohlus, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED, und August Voss (rechts), Vorsitzender des Zentralvorstandes der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR.

schaftlichen Kräften alles zu tun, um die Freundschaft zwischen der DDR und der UdSSR weiter zu vertiefen und ihre Unerschütterlichkeit zu stärken."

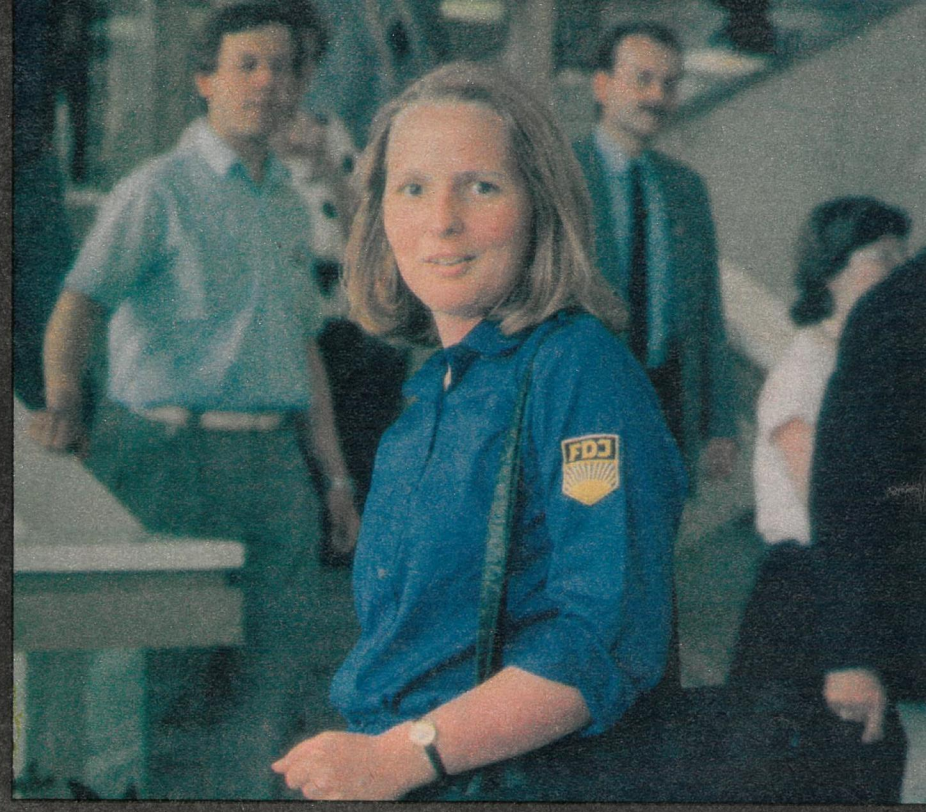
Einen Samstag und einen Sonntag lang berichteten Vertreter aller Schichten des Volkes aus dem Erfahrungsschatz ihrer Freundschaftsarbeit. Unter den Zuhörern Delegationen der Schwestergesellschaften aus der UdSSR, der Volksrepublik Bulgarien, der ČSSR, der Volksrepublik Polen, der Ungarischen Volksrepublik sowie zahlreiche andere ausländische Ehrengäste. FREIE WELT-Reporter waren im Vorfeld zwischen Kriwoi Rog und Erfurt unterwegs und fingen Kongreßatmosphäre in Wort und Bild ein.

Ulrich Tode, Hauptabteilungsleiter



Hans-Joachim Bartos, Pfarrer

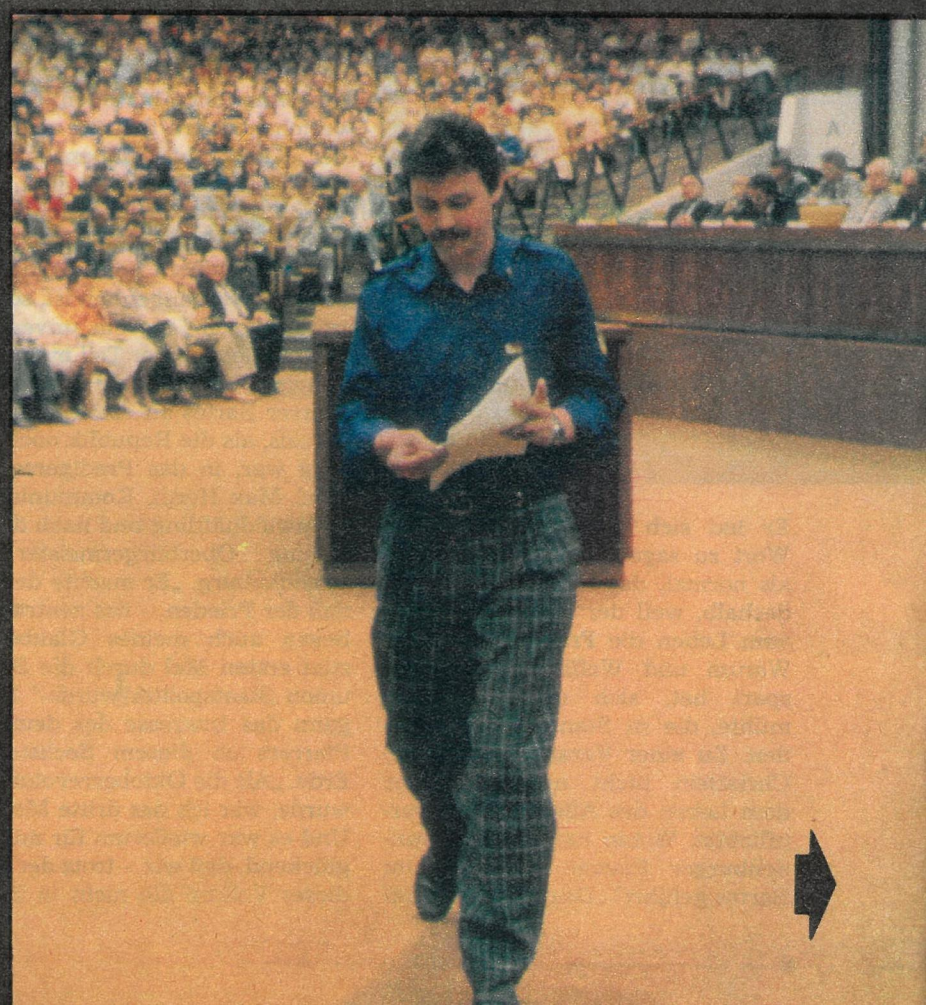
Herbert Tiebel, Meister

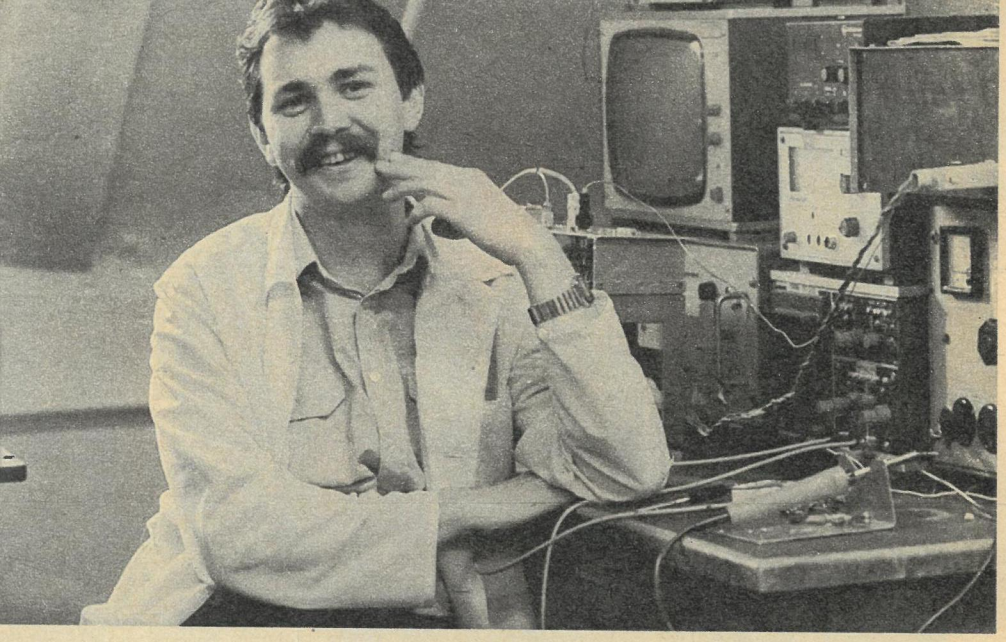


Birgit Stoltze, Entwicklungsingenieur

Manfred Möley, Bäckermeister

Dr. Thomas Moritz, Physiker





Dr. Thomas Moritz aus Berlin

Per Lichtimpuls zur Weltspitze

Der freundliche junge Mann war der erste, der im Palast der Republik zur Diskussion sprach: Dr. Thomas Moritz. Sein Entwicklungsweg hört sich wenig aufregend an wie der so vieler junger Menschen in unserem Land: Von der Schulbank zur Universität. Nur, daß seine Universität in Kischinjow lag, der Hauptstadt der Moldauischen Sowjetrepublik. Die Gastfreundschaft hat den jungen Physikstudenten überwältigt. Und daß Weihnachten nicht das heimatliche Fest war, sondern harte Prüfungszeit, tat der Freundschaft keinen Abbruch. Thomas Moritz vertiefte sich in die Halbleiterphysik und hielt 1981 das Diplom in seinen Händen. Promoviert hat er nach vier Lehr- und Forschungsjahren an der Humboldt-Universität. Dann schließlich stand er 1985 im Berliner Werk für Fernsehelektronik und als Mitglied eines Jugendforscherkollektivs einer neuen Aufgabe gegenüber: der Lichtleiternachrichtenübertragung. Unsere Republik mußte sich entscheiden, sagt er, dieses Forschungsgebiet voll in den Griff zu bekommen. Der Trend, von der herkömmlichen Nachrichtenübertragung zu einer völlig neuen Technologie überzugehen, ist weltweit und ergibt sich in unserer Republik aus den Beschlüssen des XI. Parteitages der SED zur Durchsetzung der Schlüsseltechnologien. Glasfaser ersetzt nicht nur kostspielige Werkstoffe wie beispielsweise Kupfer, sondern hat auch übertragungstechnisch wesentliche Vorteile. Nicht in der Glasfaserproduktion bestand das eigentliche Geheimnis, sondern im Bauelement, das den Lichtimpuls in die Faser eingibt: im Lasermodul. Ein solches gab es nirgends in der DDR, das Jugendforscherkollektiv betrat Neuland. Geholfen hat auf diesem Weg auch die sowjetische Fachliteratur, die Thomas Moritz als SU-Absolvent regelmäßig liest und für die anderen übersetzt. Seit Herbst '87 wird das winzige Lasermodul nun produziert. Auf der Zentralen MMM wurden die jungen Forscher als „erfinderisch erfolgreiches Jugendkollektiv der DDR" ausgezeichnet. „Mit unserem Modul halten wir die Weltspitze." Dieser Satz fiel in unserem Gespräch fast nebenbei.

Hans Bergmann

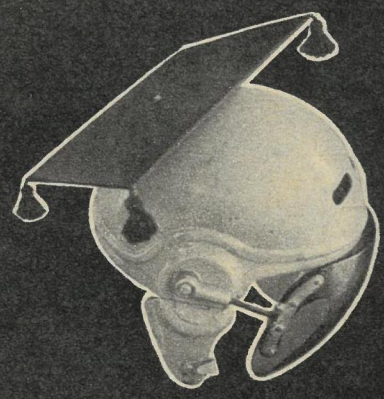
Hans-Joachim Bartos aus Brandenburg

Vom Sinn des Menschseins

Er hat sich darauf gefreut, sein Wort zu sagen, und empfindet es als normal, das hier zu tun. Wohl deshalb, weil der 57jährige in seinem Leben die Fragen nach dem Warum und Wofür nicht ausgespart hat, sich um Antworten mühte, die zu Standpunkten wurden. Zu einer Verantwortung, die Christsein nicht nur gegenüber dem Leben des Allernächsten verpflichtet. Wohin hat sie den Brandenburger Pfarrer Hans-Joachim Bartos geführt? „Das gute Anliegen unseres Staates muß gemeinsam – von Christen und Marxisten – weiter auf den Weg gebracht werden." Seit 23 Jahren ist er Krankenseelsorger in der Bezirksnervenklinik am Rande der Havelstadt, begleitet er Patienten, die sich in komplizierten Situationen befinden. Oft noch verfolgt er ihre Schritte außerhalb der Klinik, hilft ihnen auch als Volksvertreter. Was lag ihm, als er über seinem Diskussionsbeitrag saß, besonders am Herzen? „So wahr die hinter uns liegende Geschichte Vergangenheit ist, so wahr ist und bleibt sie ein unvergessener, ein lebendiger Teil meiner Gegenwart." Noch heute erinnert sich Pfarrer Bartos an einen Mann, der damals, als die Republik noch ganz jung war, in das Predigerseminar kam: Max Herm, Kommunist, Buchenwaldhäftling und nach der Befreiung Oberbürgermeister von Brandenburg. „Er machte deutlich, daß der Frieden – das zentrale Anliegen auch meines Glaubens – zum ersten Mal durch die Sowjetunion Staatspolitik wurde." So begann das Interesse des deutschen Pfarrers an diesem Sechstel der Erde. „Als die Oktoberrevolution 70 wurde, war ich das dritte Mal dort. Und es war wiederum für mich beglückend, daß wir – trotz der Opfer dieses Volkes, die nicht in Zahlen zu messen sind – bei Freunden waren. Eine Tatsache, die auch daher rührt, daß deutsche Antifaschisten mit ihnen gekämpft haben." Heute, hier auf diesem Kongreß, sagt er: „Auf meinem Weg ist mir immer wieder bestätigt worden: Christliche Friedensverantwortung wahrnehmen heißt, mit aller Kraft die Friedenspolitik der Sowjetunion und unseres Staates zu unterstützen. Diese Politik hat mich in all meinem Tun bestimmt... Ja, auch in der eigenen Familie. Für meine Frau und mich gehört zur guten Bilanz, die hier auf unserem Kongreß gezogen wurde, auch, daß für unsere drei erwachsenen Kinder die Freundschaft zur Sowjetunion kostbares Gut ist. Daß unsere beiden Söhne als Christen die Friedenspolitik unseres Staates mittragen, daß sie ihren dreijährigen Ehrendienst in der Nationalen Volksarmee leisten..." Und er sagt mir ergänzend: „Das Menschsein, das bei uns seinen Sinn erhalten hat, muß geschützt werden." Er denkt dabei auch an Pfarrer Schneider, der in Buchenwald zu Tode geprügelt wurde, weil sich sein christliches Gewissen gegen die Unmenschlichkeit wehrte.

Ina Stritzke

Fotos: D. Christel, V. Hohlfeld, D. Steinberg, V. Billeb; ADN/ZB (4)



Kennwort Doktorhut

Im August vor zehn Jahren starteten Valeri Bykowski und Sigmund Jähn zum erfolgreichen Raumflug UdSSR–DDR. Sie waren als Ehrengäste begehrte Gesprächspartner (Foto rechts: im Gedankenaustausch mit dem Parteiveteran Hans Mark, Teilnehmer der Oktoberrevolution in Petrograd). Gefragt wurden sie auch zum Gemeinschaftsvorhaben der Gesellschaft und der FREIEN WELT – der großen Leseraktion „Den Hut haben wir alle auf" (Heft 10/88). Wir wiederholen hier diesen Aufruf:

1. Wie und wo haben Sie den Weltraumflug des ersten Deutschen erlebt? Welche Erinnerungen haben Sie an diesen Tag? Schreiben Sie uns Ihre Gedanken!

2. Haben Sie den Kosmonauten der DDR Sigmund Jähn, seinen Kommandanten Valeri Bykowski oder andere Raumfahrer bei einer Begegnung in den letzten 10 Jahren fotografiert? Schicken Sie uns Ihre Fotos!

3. Trägt Ihr Kollektiv den Ehrennamen eines Kosmonauten oder kämpft darum? Nennen Sie uns Ihre Gründe und Ihre Aktivitäten!

4. Hat der Kosmosflug von Sigmund Jähn Ihre ganz persönlichen Pläne, Ziele und Zukunftsvorstellungen beeinflußt? Erzählen Sie uns davon!

5. Phantasie ist gefragt: Was würde Sie persönlich an einem Kosmosflug reizen?

6. Kinder, aufgepaßt!

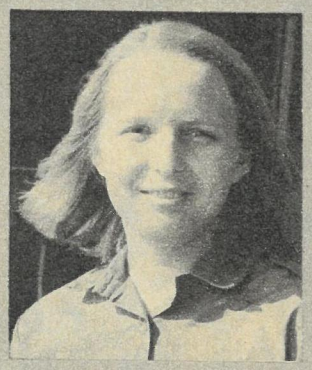
Malt das Abenteuer Kosmos, wie Ihr es seht! Schickt uns Eure Zeichnungen!

Ganz gleich, welche Frage Sie beantworten, jede Einsendung kommt in die Auslosung.

Viele Preise im Gesamtwert von 10 000 Mark warten auf ihre Gewinner – die ersten Einsendungen sind bereits da. Mitmachen heißt die Devise!

Letzter Einsendetermin: 30. Juni (Poststempel)
Unsere Adresse:

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Kennwort Doktorhut



Birgit Stoltze aus Erfurt

Viel gespeichert

„Birgit und die Bits“ hieß der Beitrag im letzten Heft (FW 10/88), in dem wir Sie bei Ihrer Arbeit im VEB Mikroelektronik „Karl Marx“ Erfurt vorgestellt haben. Jetzt dürfen wir Ihnen zur Wahl in den neuen Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft gratulieren. Mit 28 in der Leitung einer so großen und bedeutenden Massenorganisation – wie fühlt man sich da?

Ja, nun bin ich eine von einem guten Dutzend Jugendlicher im Zentralvorstand, eine schöne Sache ist das schon. Vor ein paar Jahren hätte ich mir das bestimmt noch nicht zugetraut, aber jetzt... Ich stell' mir das so vor, daß ich unsere Anregungen, Ansichten und Interessen – ich arbeite ja bei der Chip-Fertigung mit Jugendlichen zusammen – nach „oben“ mitnehme und in die Arbeit der Gesellschaft einfließen lasse. Andererseits möchte ich natürlich auch so eine Art Quelle für die Umsetzung der Beschlüsse „unten“ sein. Freundschaftsarbeit, das ist doch nichts Lehrbuchmäßiges, das sind sehr viele menschliche Beziehungen, die sich aus dem privaten, wirtschaftlichen und politischen Miteinander entwickeln.

Und der Kongreß selbst – was war das Bewegendste für Sie?

Schwer zu sagen im Moment. Volles Programm von früh um sechs, vom Aufstehen, bis zum Schlafengehen um Mitternacht, da bleiben kaum ein paar Minuten für ein Resümee. Damit fangen wir dann bei der Heimfahrt im Zug an. So viel aber ist klar: Wir alle haben eine Menge wertvoller Erfahrungen gespeichert.

Interview: Fritz Jahn

Manfred Möley aus Wolfen

Kawkas-Brötchen täglich frisch

MMM. Diesmal verbirgt sich hinter dieser geläufigen Abkürzung keine Messe der Meister von morgen. Doch auch in unserem Fall stehen die drei Buchstaben für Gewichtiges: Meister Manfred Möley. Früh der erste, abends der letzte, sagt seine Frau von ihm, der in ziemlich ungewohnter Umgebung, im Palast der Republik, vor den Kongreßdelegierten erklärt: „Als ich mein Geschäft vor 35 Jahren eröffnete, bestand das Dorf Wolfen aus 8000 Einwohnern. Heute leben in der Stadt Wolfen über 40 000. In dieser Zeit konnte ich den Umsatz meiner Bäckerei auf das Fünffache erhöhen. Die Pro-Kopf-Leistung eines jeden Beschäftigten stieg um 100 Prozent und liegt zur Zeit etwa 50 Prozent über dem Republikdurchschnitt. Und dies war nur möglich durch ständige Modernisierung meines Betriebes und den entsprechenden Ausbau meines Ladengeschäftes. Dafür erhielt ich staatlichen Kredit und beachtenswerte Unterstützung durch staatliche Stellen, die neue Pläne verwirklichen halfen. Die Amortisation der Kreditbeträge und der Zinssatz des geliehenen Geldes sind so günstig, daß mich in dieser Hinsicht jeder Bäckermeister in der BRD beneiden würde.“ Meister Möley (Bild oben, rechts), Stadtverordneter von Wolfen, sprach von der Achtung und Förderung, die bei uns zulande das Handwerk durch den Staat der Arbeiter und Bauern erfährt. Und er ließ nicht unerwähnt: „Das Weizenmehl, aus dem wir unsere Brötchen herstellen, wird aus den neuen, ertragreichen Sorten Mironowskaja, Aurora und Kawkas gemahlen – drei hochwertige sowjetische Weizensorten, die sich durch beachtliche Mehrerträge auf unseren Feldern auszeichnen und Ausgangsbasis für unser bescheidenes, aber hochgeschätztes Gebäck sind.“ Meister Möley ist Nationaldemokrat. Der feste Bruderbund unserer Republik mit der Sowjetunion gehöre zur programmatischen Grundlage seiner Partei, erklärt er. Das habe auch ihn in die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft geführt. Mit seinen zehn Mitarbeitern konnte er eine eigene DSF-Grundeinheit in seinem privaten Handwerksbetrieb bilden. Das war 1973. In den vergangenen Jahren nun wurde die Gruppe um Manfred Möley mehrfach mit dem Ehrennamen „Kollektiv DSF“ ausgezeichnet. Der DSF-Kreisvorstand Bitterfeld schätzte sie so ein: „Verantwortungsbewußt und mit beispielhafter Einsatzbereitschaft und Fleiß kämpfen diese DSF-Mitglieder um die vorbildliche Erfüllung ihrer Versorgungsaufgaben und stimulieren durch gute Qualitätsarbeit das Wohlbefinden der Bürger von Wolfen.“

Horst Goldschmidt

Ulrich Tode aus Stralsund

Nach einem Jahr erfolgreichen Fischens im Südatlantik ging der Gefriertrawler „Abruka“ im April nicht im Heimathafen Riga, sondern in seinem Geburtsort Stralsund vor Anker. Garantiedurchsicht auf der Volkswerft, drei Monate Überprüfen der Technik, Auswechseln von Teilen. Damit beschäftigt auch die Männer vom VEB Kühlautomat Berlin, Werk Montagen in Stralsund. Ihre Grundeinheit gehört zu den Ausgezeichneten, deren erfolgreiche Ar-

Präsidium des Zentralvorstandes der Gesellschaft für

Erich Mückenberger Präsident

Dr. Rudolf Agsten

Valery Fischmann

Die Delegierten wählten auf dem 13. Kongreß den Präsidenten, den Zentralvorstand und die Zentrale Revisionskommission. Auf der 1. Sitzung des Zentralvorstandes wählten die Mitglieder den Vizepräsidenten, das Präsidium und das Sekretariat.

Peter Krüger

Heinz Kuhrig Vizepräsident

Auf Landgang mit Revanche

beit bei der Vorbereitung des Kongresses mit der Verleihung von 100 Ehrenbannern anläßlich der Woche der DSF gewürdigt wurde. Während des Landgangs der sowjetischen Besatzung hat die DSF-Grundeinheit gemeinsam mit dem VEG Velgast die Patenschaft über das Schiff übernommen. Sie zeigen den Fischern Rügen und noch ein Stück mehr vom Land DDR, feiern mit ihnen Feste – auch die Übergabe des DSF-Ehrenbanners – und befragen sie über ihre Probleme

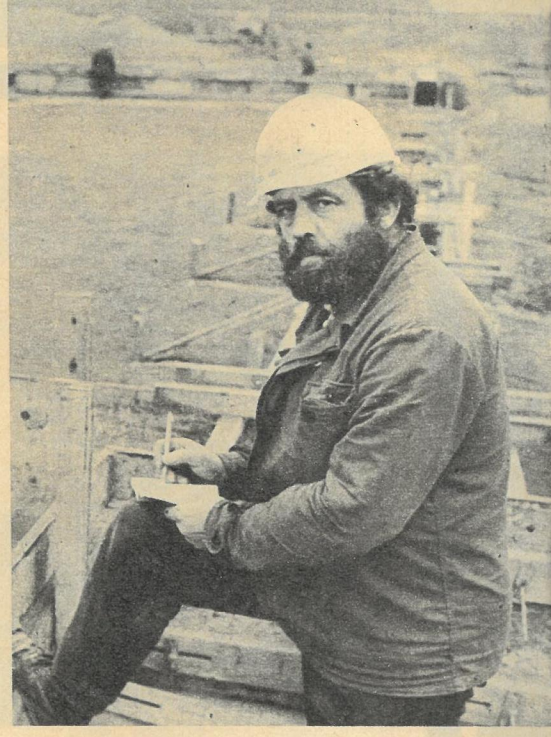
und Erfahrungen. Bei solchen Begegnungen und bei der täglichen Arbeit erfährt man so manches vom anderen. „Die Umgestaltung, die Verwirklichung der Beschlüsse des XXVII. Parteitages der KPdSU, bedeutet für die sowjetischen Fischer ganz konkret", erzählt Ulrich Tode, „daß sie nach der Garantiedurchsicht die Besatzung erheblich reduzieren werden. Der Plan wird aber nicht gekürzt. Da müssen sie nachdenken, wie sie die Arbeit besser organisieren, wo sie weiter intensivieren… Sie wollen sich, wie sie uns sagten, gerade hier in Stralsund darauf vorbereiten. Wir unterstützen sie dabei, indem wir mit unseren Kühlanlagen zu einer hohen Qualität des Schiffes beitragen." 1971 wurde das Werk Montagen des VEB Kühlautomat gebildet. Seitdem ist es ein stabiler und zuverlässiger Kooperationspartner der Werften. Stabil und zuverlässig gestaltet sich seitdem auch die DSF-Arbeit. Über 95 Prozent der Mitarbeiter sind in der Gesellschaft organisiert und beteiligen sich aktiv an ihrer Arbeit. „Unser Vorteil ist", betont Ulrich Tode, „daß die Freundschaft täglich direkt erlebbar wird. Immerhin haben sechs Gewerke unmittelbar Kontakt zu den sowjetischen Abnahmeingenieuren oder zu den Fahrensleuten…" Wenn die „Abruka" bald wieder auf Reisen geht, ist auch eine Urkunde mit an Bord, die die Besatzung als Sieger in einem freundschaftlichen Volleyballvergleich gegen die Kühlanlagenmonteure ausweist. „Kegeln, Schach und Angeln bieten uns ja die Möglichkeit zu sportlicher Revanche", sagt Ulrich Tode (im Foto 2. v. r.), Hauptabteilungsleiter Technik, mit Blick auf das noch geplante Freizeitprogramm.

Wolfgang Tautenhahn

Zwei Tage im Mai

Herbert Tiebel aus Kriwoi Rog

Blumen und Schlamm-Gebirge



Die Mitglieder der DSF-Grundeinheit haben nicht lange überlegt, als es galt, einen der ihren nach Berlin zu entsenden. Herbert Tiebel soll fahren, sagten sie, der Meister mit dem Rauschebart, Fels in der Brandung des Baugeschehens auf der Zentralen Baustelleneinrichtung des Bergbau- und Erzaufbereitungskombinates Kriwoi Rog. Zuerst hat er noch ein bißchen herumgedruckst – er, der vier Brigaden anzuleiten hat in seiner Schicht und das so tut, daß sie ihre Pläne gewissenhaft und mit Qualität erfüllen. Tiebel, Herbert – eigentlich Meister im BMK Kohle und Energie Cottbus, Kombinatsbetrieb Montagebau, jetzt delegiert nach Kriwoi Rog. Verheiratet (die Frau ist mit, arbeitet als Finanzkaufmann). Haupteigenschaften (nach Aussagen der Kollegen): hohe Einsatzbereitschaft, fundiertes Können, klare Haltung zu den anstehenden Problemen, im Großen wie im Kleinen. Er ist mit seinen Mannen zuständig für einige Objekte der Zentralen Baustelleneinrichtung: ET 1000 (steht für „Essenteilnehmer 1000" und meint eine Betriebsküche) beispielsweise. Gebaut, montiert und eingerichtet von ihnen. Und termingerecht, das vor allem. Sonnenblumenfelder dehnten sich noch, als er hier anrückte. Wenn er weggeht, zur nächsten Baustelle, sind seine Objekte übergeben. Und zwar so, betont er, „daß wir uns als Bauleute aus der DDR als zuverlässige Partner bei der Realisierung des Vorhabens in der Sowjetunion erwiesen haben". 35 Grad minus plus erbarmungsloser Wind im Winter. Schlammgebirge im Frühjahr, in denen alles an Technik, was nicht allradangetrieben ist, hoffnungslos steckenbleibt. Probleme mit der pünktlichen Materialbereitstellung. „Den Charakter eines Menschen erkennt man daran, wie er mit so was fertig wird", sagt Herbert Tiebel. Und noch einmal zur Freundschaft: „Friedenspolitik an der Seite der Sowjetunion machst du am besten mit täglicher anständiger Arbeit!"

Jürgen Geitner

Deutsch-Sowjetische Freundschaft

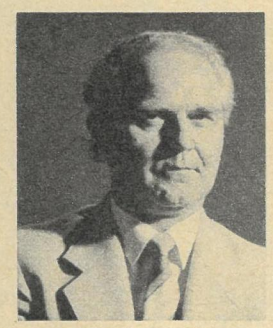
Dietrich Freitag

Prof. Dr. Manfred Gerlach

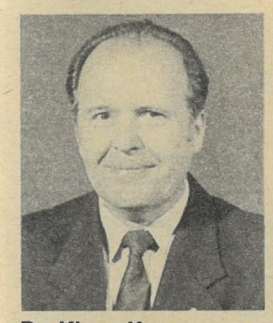
Gerald Götting

Prof. Dr. Heinrich Homann

Prof. Dr. Dr. Lothar Kolditz



Joachim Krebs



Dr. Klaus Kurz

Dr. Günther Maleuda

Brigitte Mottner

Ursula Raurin-Kutzner

Jutta Schneider

Erwin Heidenreich
Vorsitzender der Zentralen Revisionskommission

Ausflug nach Szentendre

Ein freier Nachmittag in Budapest und die Empfehlung unserer dunkeläugigen Sprachmittlerin Márta, den vollgestopften Einkaufsstraßen einfach für ein paar Stunden zu entfliehen und etwas für unsere Seele zu tun, führte uns nach Szentendre. Mit der Vorortbahn am elektrischen Draht. Vom Kopf der Margaretenbrücke aus bis zu unserem Ausflugsziel in knapp 35 Minuten! Endstation! Szentendre! Die Kunst- und Museumsstadt, zugleich ein architektonisches Kleinod, verdankt ihren Namen dem Heiligen Andreas (Endre), Schutzpatron der ersten ungarischen Könige. Das geschichtsträchtige Städtchen liegt am berühmten Donauknie, dort, wo der große Bogen der Vielbesungenen durchs Visegrader Bergland beginnt oder endet, je nachdem, ob man gegen oder mit dem Strom „schwimmt".
Was genießt man von Szentendre nun zuerst und überhaupt? Die barockenen und Rokoko-Fassaden in den mittelalterlichen Gäßchen und auf den Plätzen; die jeden Sommer für Goldonis und an-

dere klassische Komödien eine stilechte Kulisse abgeben. Aber auch ohne Theater vermitteln sie Geschichten. Oder die sieben serbischen Kirchen, die der Beograder, der Dalmatiner, der Bosnier... mit Baustil und Ausstattung nachdrücklich auf die Stadtgründer an der Schwelle zum 17. Jahrhundert verweisend, nachdem sie vor den Türken flüchten mußten und sich hier eine neue Heimstatt schufen.

Oder ist es das Erlebnis Kunst, zusammengetragen in mehr als zehn original und originell gestalteten Musentempeln – Malerei, Grafik, Gobelins, Folklore, Plastik und Keramik – alles handgemacht von Szentendrer Künstlergenerationen, deren Namen weithin gut klingen; der Impressionist Karoly Ferenczy und die Keramikerin Margit Kovacs stehen dafür. Und die Gegenwärtigen laden zu einem Besuch in ihr Atelier in der Künstlerkolonie. Oder wie wär's mit einem Bummel durchs gastronomische Angebot. Jede „Einkehr" hier trägt eine eigene Note, ob das griechische Restaurant oder das Café Nostalgie. Die Ausstattung wirklich nostalgisch, der Kaffee wirklich exklusiv – wie sein Preis. Die eigenwillig aufgemachten Boutiquen und Souvenir-Ramschläden, die im alten Stadtzentrum häufig in ehrwürdigen Gemäuern Unterschlupf fanden, besucht man sowieso. Manches Haus steht noch heute auf 2000 Jahre alten Fundamenten aus der Römerzeit. Oder aber man wandert zur Donaupromenade, läßt sich zur Szentendre-Insel übersetzen, um dort einen Waldspaziergang zu unternehmen...

Der geneigte Leser wird schon bemerkt haben, daß sich weder Fotograf noch Schreiber für eine der Seiten von Szentendre entscheiden konnten, trotz Mártas sachkundiger Führung. Nur über eines sind sich beide einig: Ein paar Stunden für diesen lebendigen historischen „Flecken" reichen zu keiner Jahreszeit aus. Also lautet der Beschluß, daß man wiederkommen muß...

Detlev Steinberg (Fotos)
Wolfgang Scheel (Text)

● Kurz berichtet

Ruinen einer prähistorischen Siedlung erforschen nikaraguanische Archäologen in den Wäldern der Zentralregion des Landes. Es sind Überreste von sechs Pyramiden und Straßen sowie zahlreichen Steinskulpturen, die vor vier Jahren entdeckt wurden.

Eine neue 1-Rubel-Münze ist von der Sowjetischen Staatsbank zum 120. Geburtstag Maxim Gorkis herausgegeben worden.

Gegen den tödlichen Biß der „Schwarzen Witwe" wurde jetzt – nach einem verstärkten Auftreten dieser hochgiftigen Spinne an der Adriaküste – im jugoslawischen Zagreb ein neues Serum entwickelt.

Stilecht in Renaissance-Kostümen und nach dem Zeremoniell jener Zeit kann man seit kurzem im Schloß von Szirák nahe Budapest heiraten.

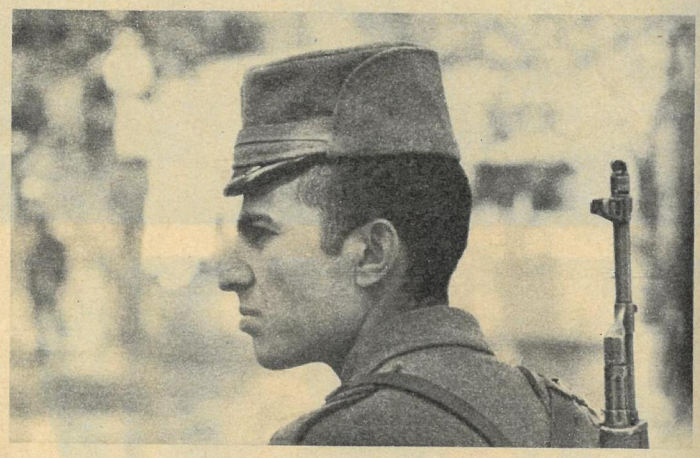
Eine zweite Bahnverbindung mit der UdSSR entsteht zur Zeit im Westen Chinas. Der 224 Kilometer lange Streckenabschnitt wird ab 1990 den Transportweg von Zentralchina nach Mittelasien, Westsibirien und Europa um rund 2000 Kilometer verkürzen.

Der Milchsee, Kubas größtes natürliches Binnengewässer im Norden der Zentralprovinz Ciego de Avila, wird entsalzt. Aus dem fast 70 Hektar großen See gewinnt man jährlich etwa 100 Millionen Kubikmeter Süßwasser für Haushalte und die Landwirtschaft.

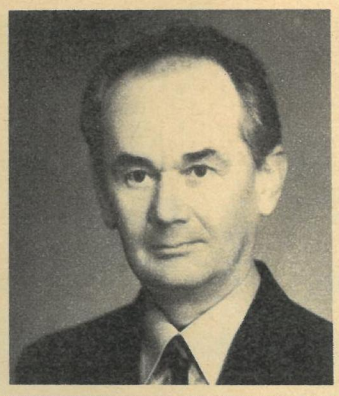
Eine Orgel aus dem VEB Potsdamer Schuke-Orgelbau wird im bulgarischen Warna von Spezialisten des Betriebes aufgebaut. Mit drei Manualen und Pedalen sowie 53 Registern gehört sie zu den größeren Exemplaren.

Afghanistan, anno 1367

Das noch junge Jahr 1367 des islamischen Kalenders, das am 21. März nach unserer Zeitrechnung begann, ist ein entscheidendes Jahr. An seinem Anfang stand die Unterzeichnung der Genfer Vereinbarungen; noch bevor es zu Ende geht, werden die sowjetischen Soldaten das Land verlassen haben. In die Zeit unseres Besuches fällt gerade dieser Tag: der Beginn des endgültigen sowjetischen Truppenabzuges. Am 15. Mai – der Einfachheit halber wieder nach dem bei uns gebräuchlichen Kalender gerechnet – verlassen die ersten Einheiten ihre Stationierungsräume in der Provinz Kandahar im Süden des Landes und kehren in die UdSSR zurück. Bis zum 15. August wird die Hälfte des begrenzten sowjetischen Truppenkontingentes abgezogen sein, die zweite Hälfte folgt im Verlauf weiterer 6 Monate, so daß bis zum 15. Februar 1989 der gesamte Abzug beendet ist. Für uns Journalisten ist dieser Vorgang alles andere als spektakulär. Vor allem deshalb, weil es in fast der Hälfte aller afghanischen Provinzen und auch in der Hauptstadt Kabul schon seit Jahren keine sowjetischen Truppen mehr gibt. Außerdem ist es weniger der Abzug selbst, der hier das Interesse auf sich lenkt, vielmehr ist es seine politische Bedeutung. Mit der Realisierung der Genfer Vereinbarungen werden die Geschicke des Landes zunehmend und vor allem von den Afghanen selbst abhängen. Dafür hat bisher nur die Regierung in Kabul ein klares Programm vorgelegt: die Politik der nationalen Aussöhnung. In der Verfassung wurde der Status Afghanistans als unabhängiger und nichtpaktgebundener Staat festgeschrieben. Die Religionsfreiheit ist garantiert, was übrigens gerade jetzt im heiligen Monat Ramadan auch für uns „Ungläubige" nicht zu übersehen ist. Die Regierung hält auch nach den jüngsten Parlamentswahlen ihr Angebot für eine Koalitionsregierung mit den Oppositionskräften aufrecht. Den ohnehin zahlreichen Friedensinitiativen hat Präsident Najibullah erst am 25. April, dem 10. Jahrestag der afghanischen Revolution, einen weiteren Vorschlag hinzugefügt: die Schaffung entmilitarisierter Zonen beiderseits der afghanisch-pakistanischen Grenze. Die andere Seite, das heißt die Führer der sieben großen Oppositionsgruppen im pakistanischen Peshawar haben allerdings bislang alle Vorschläge abgelehnt oder mit demonstrativen Terroranschlägen beantwortet. So explodierte am 27. April, fast unmittelbar vor unseren Augen, eine Autobombe im Zentrum von Kabul. 6 Tote, 49 Verletzte, darunter zahlreiche Frauen und Kinder. Im Gespräch mit einfachen Leuten auf dem Basar erlebten wir immer wieder Achselzucken und Unverständnis, wenn nicht gar Unwillen auf unsere Fragen nach den Zielen der Opposition. „Deren Forderungen sind doch alle erfüllt", sagte uns ein Stoffhändler. Die Hoffnung auf Frieden ist allgegenwärtig – der Beginn des sowjetischen Truppenrückzuges trägt dazu nicht wenig bei.



Stephan Kühnrich (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



Medusen kontra Mikroben

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. Juwenali Saizew, Leiter des Kowalewski-Instituts für Biologie der südlichen Meere in Odessa.

Mehr als 20 Millionen Menschen erholen sich jährlich an den Küsten des Schwarzen Meeres. Es ist aber zugleich Lebensraum für 640 Krebs- und über 160 Fischarten. Welche Veränderungen in seiner Biologie vollzogen sich in den letzten Jahren?

Die Fische sind zwar kleiner geworden, es dominieren jetzt vor allem kleinwüchsige Arten. Doch gab es im Schwarzen Meer noch vor 50 Jahren nur etwa zwei Kilogramm Fisch pro Hektar Wasserfläche, so sind das heute bereits acht Kilo und mehr. Das resultiert im wesentlichen aus der rasch gewachsenen Ernährungsbasis.

Aus der Sicht der Fischwirtschaft ist die Mengenzunahme doch eine durchaus zu begrüßende Entwicklung, oder?

Schon, doch auch diese Medaille hat zwei Seiten. Der generelle Zustand des Meeres ist trotzdem komplizierter als früher. Das Meer besitzt sehr viele Zuflüsse, darunter die enorm belastete Donau, die ja acht Länder durchzieht. Nimmt man das direkte Umfeld aller Zuflüsse, kommen auf einen Quadratmeter Wasserfläche immerhin fünf Quadratmeter Trockenland, dessen Abprodukte fast alle letztlich im Meer landen. Außerdem muß man erwähnen, daß das Schwarze Meer über keinen Wasseraustausch mit den Weltmeeren verfügt; so reichert es sich u. a. mit Düngemitteln der Landwirtschaft an.

Welche Auswirkungen hat das?

Es kommt zu einem Massenwachstum von Algen, kleineren Meerespflanzen und Plankton. Fanden sich früher in einem Liter Wasser etwa zwei bis drei Millionen Mikroorganismen, so sind das heute schon 100 bis 500 Millionen! Deren relativ kurze Lebenszeit von nur zwei bis drei Wochen zieht jedoch eine ungleich stärkere Ablagerung faulender Biomasse auf dem Meeresboden nach sich, was dort zu einer Hypoxie – zu extremem Mangel an Sauerstoff – führt.

Wie läßt sich einer solchen Entwicklung begegnen?

Im Meer selbst versuchen wir es seit einiger Zeit erfolgreich über eine biologische Filtration des Wassers durch Medusen. Die Quallen vertilgen Mikroorganismen in großen Mengen. Bei Versuchen in Küstennähe stellten wir fest, daß sich mit diesem Verfahren die abgelagerte Biomasse pro Quadratmeter Bodenfläche auf ein Zehntel und weniger reduziert. Übrigens lassen sich an Stangen oder verankerten Seilen angesiedelte Medusen relativ „einfach" ernten und stellen für die Viehwirtschaft einen begehrten und billigen Futterzusatz dar. Doch Quallen bringen die Lösung nicht. Der wesentliche Weg, um unsere Meere sauberzuhalten, muß auf dem Lande beginnen.

Bewußtere Einstellung zur Umwelt – wie müßte sie Ihrer Meinung nach aussehen?

Hierbei geht es uns vor allem um eine Vervollkommnung der Landwirtschaftstechnologie, um einen ökologisch vertretbaren Düngereinsatz sowie um das breite Feld einer abfallarmen, möglichst abfallfreien Produktion. Wissenschaftsbereiche, die heute eine Schlüsselstellung erlangen, wie die Biotechnologie, weisen hier neue Wege.

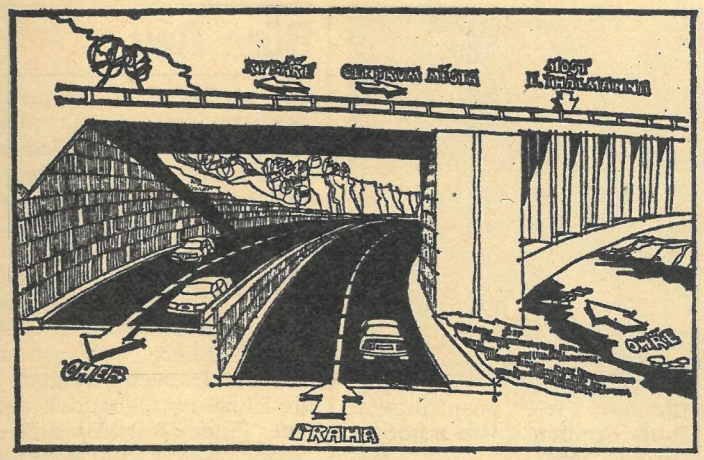
Welche Aufmerksamkeit wird in der UdSSR dieser Problematik geschenkt?

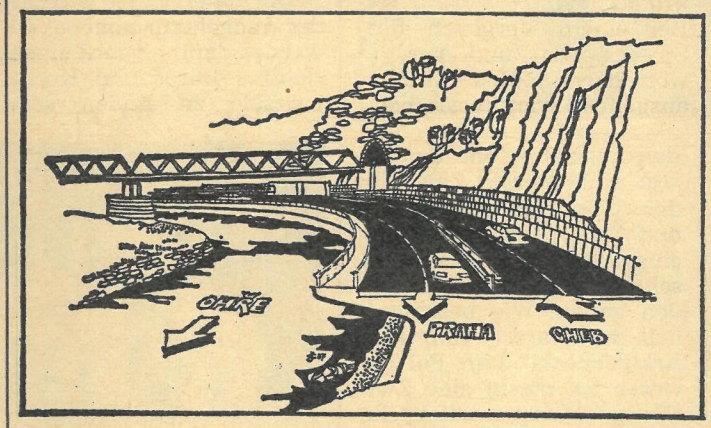
Seit etwa zwei Jahren können wir da eine erfreuliche Entwicklung feststellen, das Umweltbewußtsein nimmt zu. Das gilt auch für betriebliche, örtliche und zentrale Leitungen. Im Parteikomitee unseres Gebietes wurde jetzt auf Empfehlung von Wissenschaftlern ein Programm „Ökologie 2000" angenommen, das konkrete Maßnahmen für Hydro-, Bio- und Geosphäre beinhaltet.

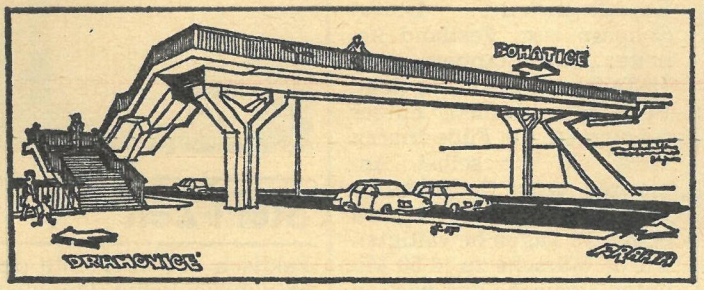
Sie sehen also nicht schwarz fürs Schwarze Meer?

Auf keinen Fall! Ich bin überzeugt, daß wir das Schwarze Meer unseren Enkeln und Urenkeln in einem Zustand übergeben, für den wir uns nicht zu schämen brauchen.

Interview: Uwe Peter







Ohne Umweg durch den Ort

Motorisierte DDR-Touristen, die in diesen Tagen und Wochen durch das weltbekannte Heilbad Karlovy Vary in der ČSSR fahren, haben mit Verkehrsbeschränkungen und Umleitungen zu rechnen: In dem westböhmischen Ort wird verstärkt an einer neuen innerstädtischen Verkehrslösung gearbeitet. Bereits in den 70er Jahren kam man zu der Erkenntnis, daß Karlovy Varys Straßen stark überlastet sind. Den größten Anteil an dieser Verkehrsmisere hat jedoch erstaunlicherweise nicht der Transitverkehr (nur 14 Prozent), sondern vielmehr der Stadtverkehr mit 86 Prozent. Daher beschloß man 1982, statt einer Umgehungsstraße die Ortsdurchfahrt in Karlovy Vary auszubauen. Bis zum Jahre 1989 wird der erste Abschnitt, die Verbindung in Richtung Osten zu den Landstraßen nach Ostrov und Prag (Bild Mitte), fertiggestellt sein. Den zweiten Straßenbauabschnitt bildet der Anschluß in Richtung Westen an die Landstraße nach Sokolov und Cheb (ganz oben). Kompliziert wird das ganze Bauvorhaben durch ungünstige geologische Verhältnisse, wie beispielsweise häufige Erdrutsche belegen – diese Stellen müssen zusätzlich gesichert werden. Die erste Etappe umfaßt gleichzeitig 15 selbständige Straßenbauten (Bild unten: eine Fußgängerüberführung). Die künftig vierspurige Fernverkehrsstraße soll 1992 vollständig übergeben werden. Die Kosten werden alles in allem 524 Millionen Kronen betragen. Das zeigt, welche Bedeutung das Bauvorhaben für die gesamte Tschechoslowakei hat. Vor allem waren von Anfang an auch Umweltfragen zu berücksichtigen – zumal sich während der regen Bautätigkeit Unannehmlichkeiten für die Einwohner und Besucher nicht vermeiden lassen. Eine große Rolle spielt zum Beispiel die Verminderung der Lärmbelästigung. Die neue Trasse ist so projektiert worden, daß ein bedeutender Abschnitt am Fluß Ohře entlang führt, dabei die am dichtesten besiedelten Stadtteile umgeht. An anderen Stellen sind umfangreiche Grünflächen eingeplant. Auf diese Art und Weise soll der Verkehrslärm eingedämmt werden.

Peter Garden

Ökonomische Zeitbombe

Diese Meldungen gingen um die Welt: Ein Arbeiter einer Mastanstalt brachte eine Rinderviehherde um, weil er Gift statt Getreide verfütterte; in einem Stahlunternehmen forderte ein Mitarbeiter für eine Million Dollar falsche Ersatzteile an... Der Grund: Beide US-Amerikaner konnten die Anweisungen nicht lesen. Eine Untersuchung des US-Erziehungsministeriums ergab: Mehr als 27 Millionen Amerikaner über siebzehn Jahre können weder lesen noch schreiben, weitere 45 Millionen beherrschen weder die einfachsten Grundregeln der Rechtschreibung noch simple Rechenaufgaben. Die Daten sorgten für Aufregungen, weil hier eine weitere ökonomische Zeitbombe tickt, „die sowohl die amerikanische Arbeitskraft schwächt als auch die Fähigkeit, auf dem Weltmarkt zu konkurrieren". Diese Sorge der Regierung teilen auch die Konzerngewaltigen, die ihre Produktionsabläufe durch die zunehmende Zahl von Analphabeten – jährlich steigt sie um zwei Millionen – gefährdet sehen. US-Wissenschaftler errechneten, daß durch verlorene Produktivität, durch soziale Unterstützung von Analphabeten und durch die Kriminalität, die aus mangelnder Bildung resultiert, dem Staat jährlich 225 Milliarden Dollar verloren gehen. Die USA haben eine gesetzlich festgelegte Schulpflicht – die diesen Staat aber offenbar nicht in die Pflicht nimmt, der Volksbildung die notwendige Beachtung zu schenken. Ein Beispiel: Von 2000 Schülern der 11. Klasse können 400 nicht einmal eine einfache Bewerbung für einen Ferienjob formulieren, wie eine Untersuchung des US-Kongresses feststellte. Die Kluft zwischen den unterschiedlichen Bildungschancen bricht nun dramatisch auf. Der ehemalige Senator Fulbright beklagte schon vor Jahren, daß Schöpfertum und höchstes Wissen an bekannten Universitäten und Instituten im Meer der Unbildung wie verschlagene Inseln anmuten. Konservative Ideologen sprechen vom „Recht auf Ungleichheit" und halten dieses für einen Motor in der „Leistungsgesellschaft". Dort, wo Konkurrenzdruck zum Zuchtmeister wird, dürften angestrebte Bildungsreformen eher der Not gehorchen als der Einsicht, daß Bildung ein Menschenrecht ist.

Hans Bergmann

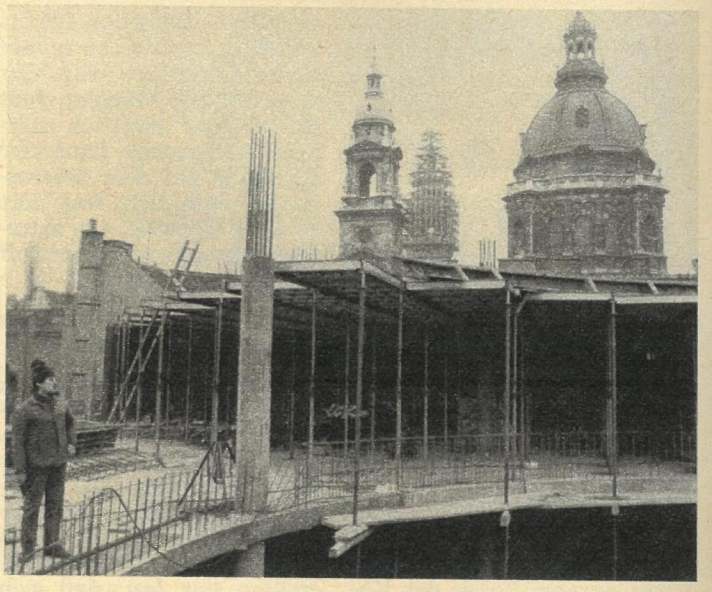
Warmer Tag mit 25 Grad minus

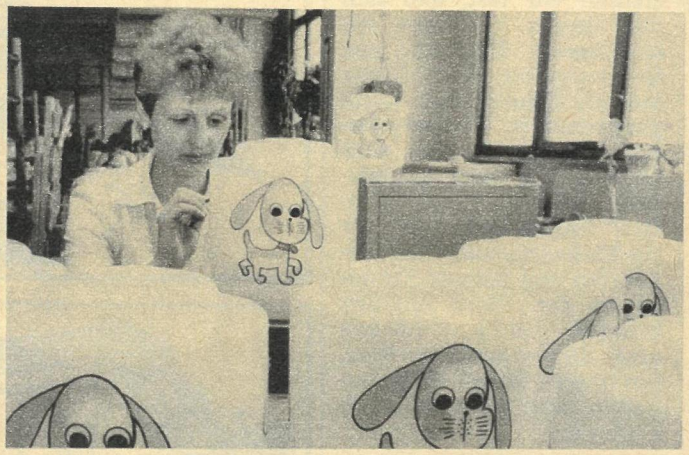
Bleiche Sonne über dem Polarmeer – hier, am Nordpol, geht sie um diese Jahreszeit praktisch nie unter. An diesem festlichen Tag schien sie auf sowjetische und kanadische Flaggen. Bei „warmem" Wetter von nur 25 Grad minus herrschte Hochstimmung: Die Schparo-Expedition, die sich auf einem bislang noch von keinem gewagten transarktischen Skimarsch von der UdSSR über den Nordpol nach Kanada befindet, hatte die wichtigste Zwischenstation erreicht und die Hälfte des Weges schon lange hinter sich. Ob die neun sowjetischen „Polarfüchse" und vier kanadischen Debütanten auf den bis zum Pol mehr als tausend Kilometern auch die größten Härtetests hinter sich ließen, wird sich in den nächsten zwei, maximal drei Wochen des Endspurts zum Kap Columbia herausstellen. Voraussichtlich wird es keine 45 Grad Kälte und keinen so starken Gegenwind wie bisher, ganz bestimmt sogar keine Rund-um-die-Uhr-Finsternis der Polarnacht mehr geben. Aber bei extremem Temperaturanstieg kann der Fall eintreten, daß die Schlauchboote mobil gemacht werden müssen – und das kostet eine Menge Zeit. Zudem lauert jetzt auf Schritt und Tritt dünnes und brüchiges Eis, und wer möchte schon in Nordpolnähe baden gehen! Wie beschwerlich der Marsch vom Kap Arktitscheski zum Pol gewesen ist, macht eine Zwischenmeldung deutlich, die Expeditionsleiter Dmitri Schparo zum Festland kabelte: „Zwei Etappen von je 13 Tagen sind zurückgelegt. Beine geschwollen, Finger schmerzen, die Füße frieren mehr als wir selbst. Am meisten zehrt die ständige Nervenanspannung. In den ersten 13 Tagen bewältigten wir 85 Märsche zu je 50 Minuten, während der zweiten Etappe 96." Und was nicht in dieser Meldung stand: Der Geländegewinn pro Tag schwankte zwischen zwei und 37,5 Kilometern – das kam immer darauf an, wie sich das Pack- und Treibeis, die Schollen und Schneebrücken, der zeitraubende Gegenwind und der Frost gebärdeten. Hinzu kam noch: Der Kanadier Max Button erfror sich zwei Zehen, sein Landsmann Laurie Dexter entfachte mit Bauchweh und Fieber die Angst vor einer Blinddarmentzündung, drei Mitstreiter klagten über Zahnschmerzen. Aber das ist nun alles vorbei. Seit ein paar Tagen lockt schon das Ziel!

Jürgen Geitner

Büro-Bau

Ein großes internationales Zentrum als Sitz für ausländische Handelsfirmen wird derzeit in der Budapester Innenstadt (im Hintergrund die Kuppel der St.-Stephans-Basilika) gebaut. Nach der geplanten Bauzeit von 18 Monaten soll es im November dieses Jahres der Öffentlichkeit übergeben werden. In sechs Etagen – die Höhe des Gebäudes, das von einer jugoslawischen Baufirma errichtet wird, ist der Umgebung angepaßt – werden dann modern eingerichtete Büros und Konferenzsäle zu finden sein.





Schirm-Bild

Besonders liebevoll bemalt Marie Chuchlíková – Mitarbeiterin des „Osvětlovací Sklo"-Werkes in Rapotín (Nordmähren) – diese Lampenschirme für Kinderzimmer. Die Erzeugnisse ihres Betriebes, der rund die Hälfte seiner Produktion im Werte von 50 Millionen Kronen exportiert, sind in 38 Ländern der Erde geschätzt und begehrt.

Stein-Zeit

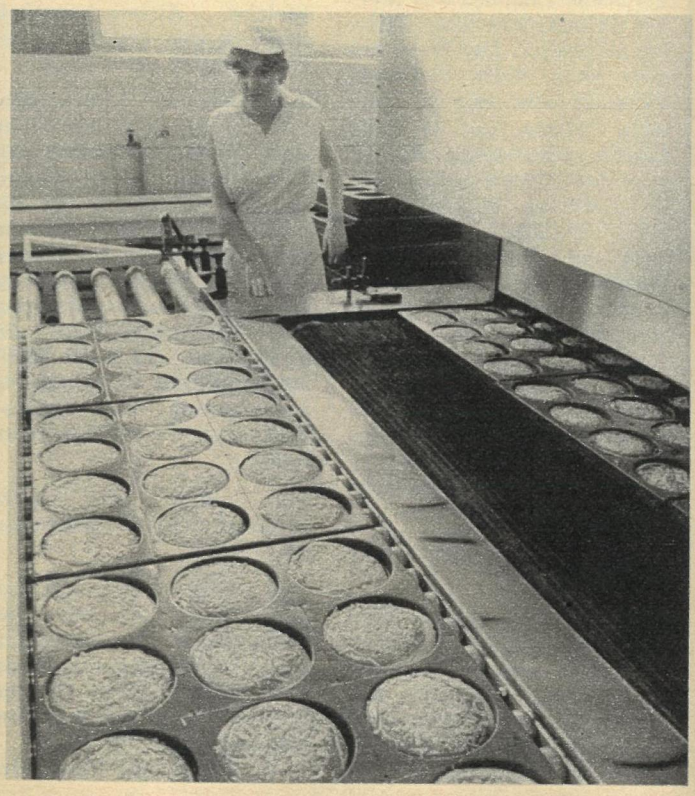
Faktisch alle Elemente des Mendelejewschen Periodensystems kann man im Leningrader Bergbauinstitut besichtigen. Als es 1773 gegründet wurde, erging gleichzeitig der Befehl, aus allen Gruben Rußlands die interessantesten Minerale und Erze hierher zu senden. So entwickelte sich das Institut zu einer wahren Fundgrube für Liebhaber seltener Steine.

Miss-Wahl

Zur Schönheitskönigin von Litauen wurde die Oberschülerin Ingrid Mikelionite gekürt. An dem erstmals durchgeführten Ausscheid nahmen über 100 Frauen und Mädchen zwischen 17 und 27 teil, in die Endrunde von „Miss Vilnius '88" kamen allerdings nur 13 Bewerberinnen. Bewertet wurden neben der äußeren Erscheinung auch Humor und tänzerisches Können.

Back-Stube

Italienische Pizza am laufenden Band produziert seit Beginn dieses Jahres das Nahrungsmittelwerk im südböhmischen Chýnov. Der kulinarische Leckerbissen, hergestellt auf original italienischen Anlagen, wird als Fertiggericht angeboten – vorgebacken und vakuumverpackt.



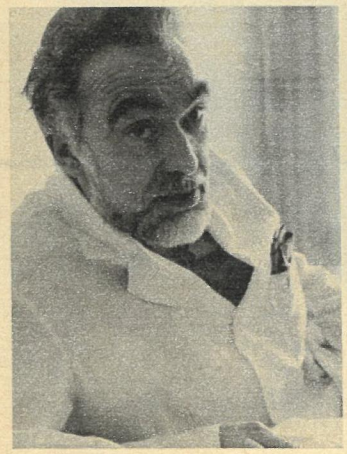
Meisterliche Marken-Show

Wer in den Spätsommertagen nach Prag kommt, wird gewiß überrascht sein, wie stark im kulturellen Leben die Philatelie vertreten ist: Vom 28. August bis 4. September findet hier die Weltbriefmarkenausstellung „PRAGA '88" statt. In der Kongreßhalle im Fučik-Park wird man dann philatelistischen Kostbarkeiten begegnen, ebenso wie im Ausstellungsgebäude „U hybernu" im Stadtzentrum. Wer seine Schritte zur Reitschule auf der Prager Burg lenkt, findet Exponate zum Thema „Kunst und Briefmarke". Die Ausstellung ist bereits die vierte ihrer Art in Prag und wird wiederum ein Magnet für Philatelisten aus aller Welt sein, die dort sowohl die Kollektionen ihrer Sammler-Freunde als

auch die offiziellen Exponate der Postverwaltungen in Augenschein nehmen können. Immerhin liegen Anmeldungen für etwa 1500 Ausstellungsstücke aus 55 Ländern vor. Die „PRAGA '88", die unter dem Patronat der Internationalen Vereinigung der Landesverbände der Philatelisten (FIP) steht, umfaßt das ganze Spektrum von Forschungsarbeiten bis hin zu thematischen Sammlungen. Die Emission „Brunnen in Prag" (Abb. oben) ist eine von zahlreichen Briefmarkenausgaben, die für die Weltausstellung werben und mit der Gastgeberstadt bekanntmachen sollen. Neben der „FINLANDIA", die im Juni in Helsinki stattfindet, kann die „PRAGA '88" getrost als eine „Weltmeisterschaft der Philatelie" bezeichnet werden – die Juroren werden manche Kopfschmerzen haben, wenn es darum geht, die Medaillenränge für die Exponate der Wettbewerbsklasse entsprechend den FIP-Richtlinien zu vergeben.

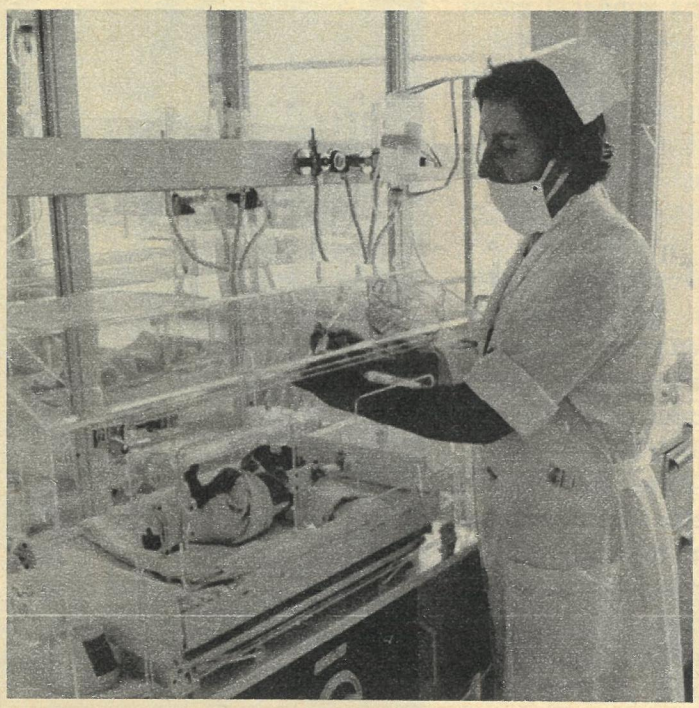
Henri Hamann

Vier über den Plan



Als Dantscho Litschew, ein 24jähriger Bauarbeiter aus Srednogorie in Südbulgarien, die Neuigkeit erfuhr, war er einer Ohnmacht nahe. Was wohl niemanden wundern wird: Schließlich hatte kurz zuvor seine 23jährige Ehefrau Tina innerhalb von drei Minuten fünf Kinder zur Welt gebracht. Fünflinge! Ein Ereignis, das bei über 400 Millionen Geburten nur einmal vorkommt, in Bulgarien überhaupt zum ersten Mal gefeiert werden konnte. Weder in Tinas noch in Dantschos Familie gab es bisher Mehrlinge. Die Ärzte in Srednogorie hatten bereits während der Schwangerschaft vermutet, daß die junge Frau mehr als zwei Kinder erwartete. Um Komplikationen zu vermeiden, überwiesen sie die werdende Mutter ins Sofioter „Dr.-Ratscho-Angelow"-Krankenhaus, in dem sich Tina Litschewa schon früher hatte behandeln lassen – wegen befürchteter Sterilität. 41 Tage vor dem errechneten Termin setzte plötzlich die Geburt ein. Erschrocken stellten die Ärzte die Querlage eines der Babys fest – eine Operation war notwendig! Der Eingriff, der von einem zwölfköpfigen Team unter Dr. Dobrin Beltschew, Leiter der Geburtshilfeabteilung (Foto Mitte), durchgeführt wurde, dauerte insgesamt 50 Minuten. Galja, die mit 1160 Gramm Geburtsgewicht Kleinste, ist nun die Älteste der fünf. Innerhalb kurzer Zeit folgten ihr Miglena (1250 Gramm), Ilijan (1490 Gramm), Veronika (1810 Gramm) und als letzter der 1340 Gramm „schwere" Atanas. Als Tina Litschewa aus der Narkose erwachte, konnte sie nur ungläubig ihre fünf Kinder betrachten. „Wenn ich bedenke, daß ich jahrelang nicht wußte, ob ich überhaupt je ein Baby haben würde... Und nun auf einmal diese wunderbare Überraschung!" Obwohl mit zu geringem Gewicht geboren, hatten alle fünf ein gut entwickeltes Atmungssystem und brauchten von Anfang an nicht künstlich beatmet zu werden. Nachdem die erste, die risikoreichste Woche überstanden war, nahmen die Säuglinge allmählich zu; im Laufe ihres zweiten Lebensmonats durften sie die Inkubatoren (Foto unten) nach und nach verlassen (links: das erste Foto, das die glückliche Mutter mit ihren inzwischen drei Monate alten Kindern zeigt). Die Nachricht von ihrer Geburt verbreitete sich schnell, eine Flut von Glückwünschen und Geschenken traf im Krankenhaus und bei Vater Litschew in Srednogorie ein. Vom Rat des Gemeindeverbandes wurde der Familie eine Fünfraumwohnung zugewiesen, bei deren Ausbau und Einrichtung die Betriebe der Eltern, aber auch viele Arbeitskollektive finanzielle und tatkräftige Unterstützung leisteten. Für die weitere Betreuung der Fünflinge ist gesorgt: Zu Hause stehen der Mutter täglich ein Arzt für zwei Stunden und eine Kinderkrankenschwester für vier Stunden zur Seite. Tina Litschewa kann zwei Jahre bezahlten und ein Jahr unbezahlten Mutterschaftsurlaub in Anspruch nehmen. Bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres der Kinder wird die Familie außer dem Kindergeld eine monatliche Unterstützung von 200 Lewa erhalten. Eine zusätzliche Maßnahme, die durch einen Sondererlaß des Staatsrates der Volksrepublik Bulgarien bereits kurz nach der Geburt der Fünflinge bewilligt worden war.

Gaby Wehrmann



● Gut gesagt

Mir scheint, daß schöpferische Freiheit vor allem mit dem Experiment verbunden ist. Man sollte immer und in jedem Alter experimentieren. Mit Routine macht man keine Entdeckungen.

Georgi Boshilow, Maler, VR Bulgarien

● Am Rande

Die Großmütter der tadshikischen Bergsiedlung Gasandarak bildeten ein Folklore-Ensemble, das mit alten Liedern und Tänzen in traditionellen Originalkostümen auch in benachbarten Dörfern auftritt. – Omas mit kesser Sohle...

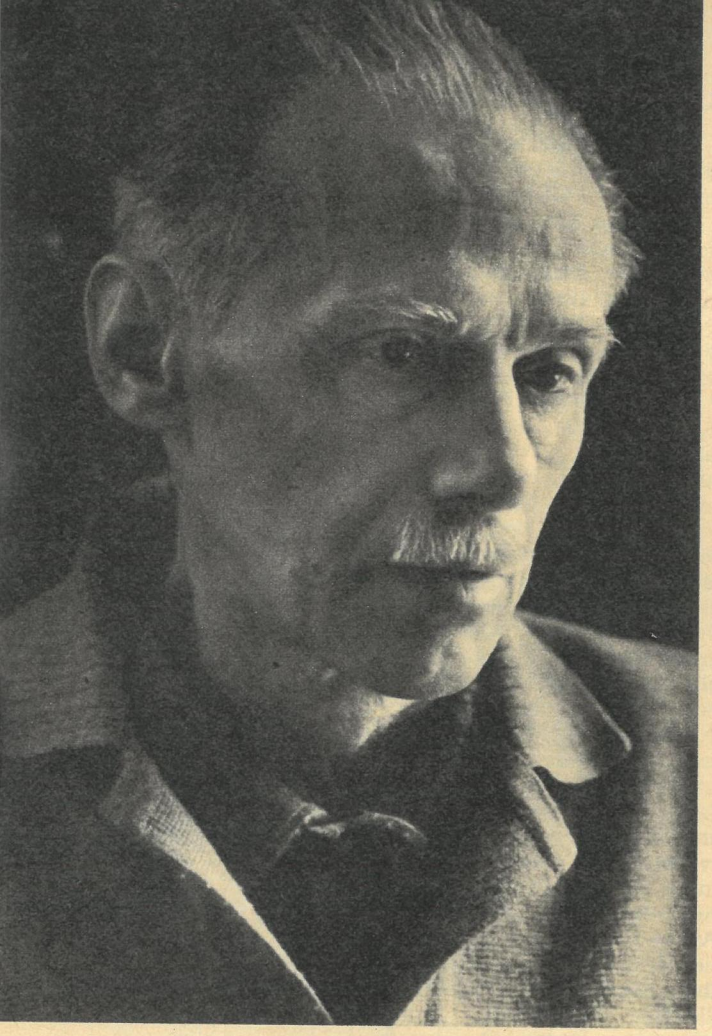
● Persönliches

Mit Lupe und Pinzette fertigt GYULA BENDEKOVICS, Werkzeugmacher in der ungarischen Waggon- und Maschinenfabrik Györ, Miniaturen an. Prunkstück seines Schaffens ist ein originalgetreuer RABA-Traktor – 130 Millimeter lang und 70 hoch –, der bequem auf einer Hand Platz findet.

Vor 22 Jahren begann der Fußball-Fan FRANTISEK BLAHA aus Duchov bei Teplice, Abzeichen von Fußball-Mannschaften zusammenzutragen. Stolz seiner heute 15 200 Stück zählenden Sammlung ist das Abzeichen von „Sokol Lidice", das der Verein 1941, kurz bevor der Ort von Hitlerfaschisten ausgelöscht wurde, herausgab.

KATJA MAXIMOWA, elfjährige Schülerin aus Moskau, machte – angeregt durch die Ausstellung des berühmten französischen Modeschöpfers Yves Saint-Laurent – diesem ihre Zeichnungen mit Märchenfiguren in phantastischen Kostümen zum Geschenk.

Redaktion: G. Wehrmann; Fotos: Archiv, Repro (3), TASS (2), ZB/MTI, ZB/ČTK, TASS/Sabaljauskas, TASS/Blochin, ZB/ČTK/Sýbek, H. Hamann, ZB/BTA, Sofiapress (2); Vignette: D. Schüler.



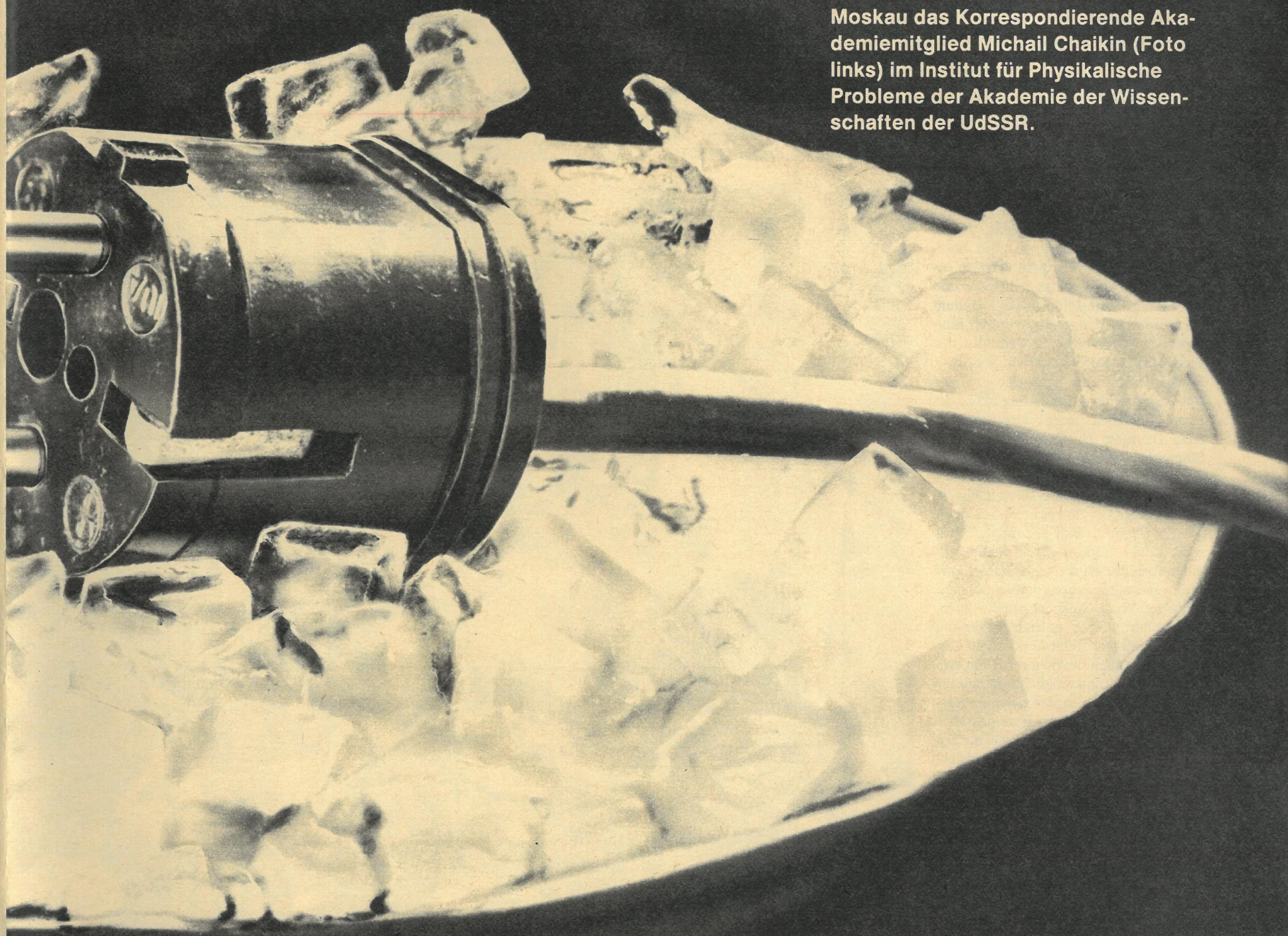
In aller Welt suchen die Physiker nach Materialien, die bei immer weniger Kühlung verlustlos Strom transportieren. Vielleicht bringt eines Tages schon die Temperatur von Eis jenen Effekt der Supraleitung, der eine Revolution in der Technik einleiten könnte. Die Anwendungen reichen weit in die Zukunft – von schnellen Supercomputern über die Versor-

Strom

Tauwetter nach Kommt die Supertechnologie

Es ähnelt einem Landhaus, das Domizil von Professor Chaikin im Park des Instituts in der Kossyginstraße. Traditionsträchtig ist es zudem. Wirkte hier doch von 1954 bis 1983 der Physiker Pjotr Kapiza, der für seine grundlegenden Arbeiten zu Problemen tiefer Temperaturen den Nobelpreis erhielt. Im ersten Stock ehrt ihn heute ein kleines Memorialmuseum. Das Parterre aber bleibt der Forschung vorbehalten. Ein hier installiertes Rastertunnelmikroskop macht bei einhundertmillionenfacher Vergrößerung einzelne Atome, ja sogar deren Topographie, farbig auf dem Bildschirm sichtbar. Mit dieser Hochtechnologie ist es möglich, die Struktur von Supraleitern zu untersuchen.

Professor Chaikin gibt uns zunächst einen Einblick in die Geschichte der Supraleitung. Im Physikunterricht lernt der Schüler, daß jeder Stoff einen elektrischen Widerstand besitzt. Als es dem holländischen Physiker Heike Kamerlingh Onnes 1911 bei Experimenten gelang, Helium bis nahe dem absoluten Nullpunkt von −273,15 Grad Celsius (gleich 0 Kelvin) abzukühlen, gratulierte ihm Albert Einstein. Bekanntlich bezeichnet dieser Punkt jene fundamentale Grenze der Natur, die weder erreicht noch unterschritten werden kann. Als Onnes dieses verflüssigte Edelgas dann aber als Kühlmittel einsetzte, um die These zu überprüfen, daß Metalle bei so tiefen Temperaturen Strom nicht mehr leiten, machte er eine sensationelle, gegenteilige Entdeckung: Quecksilber verlor unterhalb etwa 4 Kelvin (− 269 Grad Celsius) plötzlich seinen elektrischen Widerstand, wurde supraleitend.



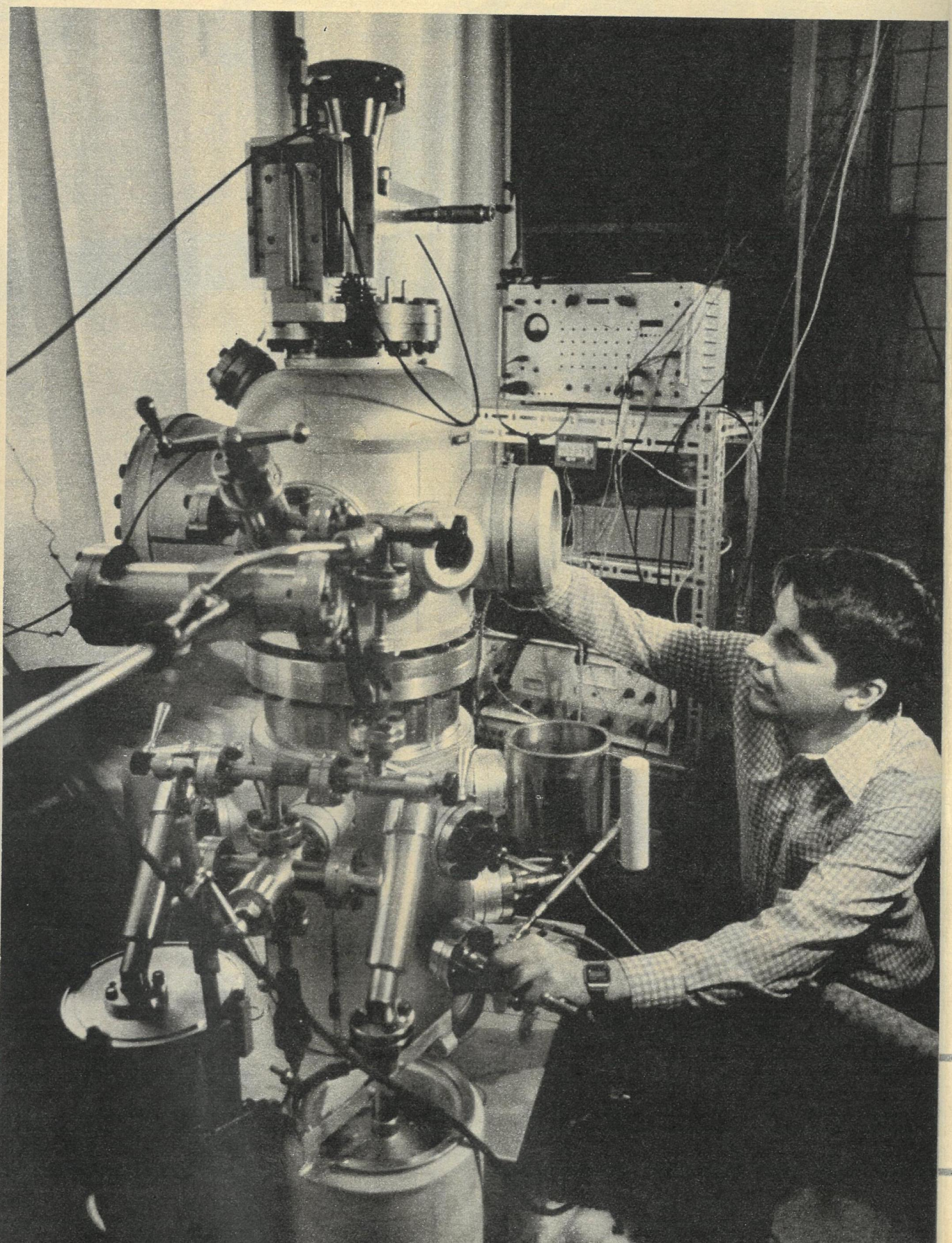
gung einer normalen Großstadt mit nur einem einzigen Energiekabel bis hin zum Bau von großen Magnetschwebebahnen. FREIE WELT-Mitarbeiter Utz Hoffmann besuchte in Moskau das Korrespondierende Akademiemitglied Michail Chaikin (Foto links) im Institut für Physikalische Probleme der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.

on the rocks

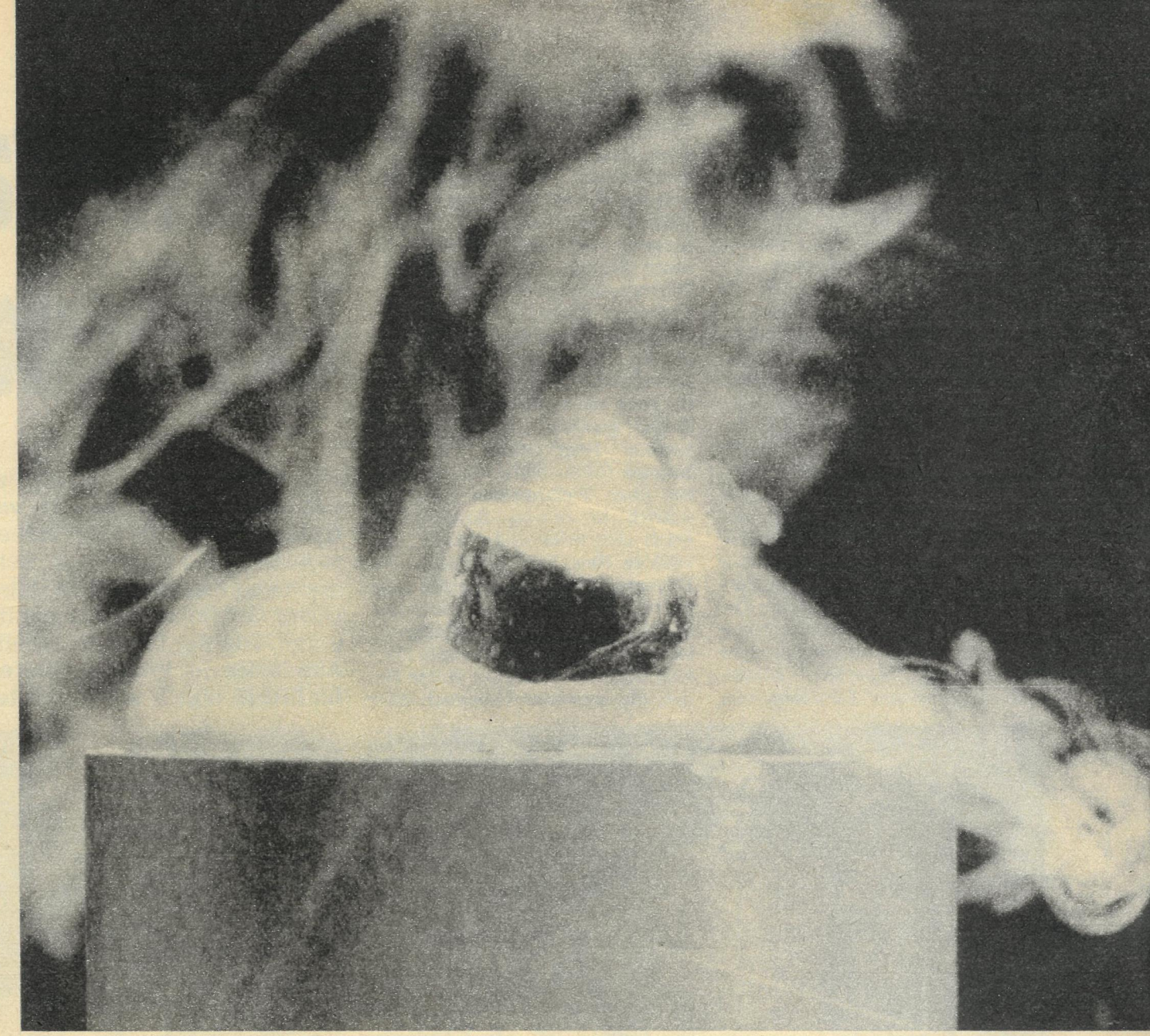
fünfundsiebzigjährigem Winterschlaf. des 21. Jahrhunderts?

Strom on the rocks

Diesen idealen Zustand für die verlustlose Energieübertragung spürte man dann auch bei anderen Metallen auf. 1928 waren neben Quecksilber auch Blei, Zinn, Thallium und Indium als Supraleiter bekannt. Bis 1930 entdeckte Walter Meißner im Berliner Kältelabor der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt die Supraleitung bei weiteren vier Metallen. Doch trotz immenser Mühen konnte diese vielversprechende Eigenschaft bis 1973 nur auf eine Temperatur von rund 24 Kelvin (– 249 Grad Celsius) bei einer Verbindung aus Niob und Germanium verbessert werden. Dreizehn Jahre ging es schließlich gar nicht weiter, gelang es nicht, diesen Rekordwert zu überbieten. Um überhaupt solch tiefe Temperaturen zu erreichen, kann einzig das sehr teuer und aufwendig hergestellte flüssige Helium als Kühlmittel eingesetzt werden. Eine breite technologische Anwendung der Supraleitung wurde dadurch blockiert.
Fünfzig Jahre vergingen gar von der Entdeckung der Supraleitung bis zu ersten Versuchen ihrer wissenschaftlichen Deutung. Nach Jahrzehnten der Stagnation verloren viele Forscher die Hoffnung, Supraleitung auch bei vertretbaren Temperaturen zu erzielen; sie gaben auf. In der Sowjetunion erhielten die Physiker Ginsburg, Landau, Abrikossow und Gorkow für ihre theoretischen Arbeiten zu diesem Problemkreis in den sechziger Jahren den Leninpreis. Professor Vitali Ginsburg war es auch, der immer wieder antrieb, Hoffnung machte, daß trotz aller Unklarheiten in der Theorie auch bei höheren Temperaturen Supraleitung möglich sein müßte.
Zwei Außenseiter in der Schweiz (Georg Bednorz/BRD und Alexander Müller/Schweiz) weckten dann 1986 die Supraleitung aus ihrem über fünfundsiebzigjährigen Winterschlaf. Sie verwendeten für ihre Experimente keine Metalle, sondern die unter normalen Bedingungen als guter Isolator bekannte Keramik. Mit einem Barium-Lanthan-Kupfer-Oxid erzielten sie Supraleitung schon bei 30 Kelvin (–243 Grad Celsius). Das war der Schwedischen Akademie der Wissenschaften ein Jahr später den Nobelpreis für Physik wert. Der anscheinend kleine Schritt von 6 Kelvin mit der neuen Stoffgruppe löste einen weltweiten hektischen Wettlauf aus. Immer neue Meldungen liefen unter anderem aus Japan, der UdSSR, den USA, Ungarn und China ein.
Gerade für Professor Ginsburg, der über Jahrzehnte die Hoffnung an der „warmen" Supraleitung am Leben gehalten hatte, war diese überaus freudige Entdeckung mit einem Wermutstropfen verbunden. Hatte doch sein Kollektiv schon 1969 auch metallkeramische Verbindungen getestet und darüber publiziert. Doch leider nur bei normalen Temperaturen.
Immer neue Keramiken werden gegenwärtig in unzähligen Labors auf ihre Eignung als Supraleiter geprüft. Die neuesten Ergebnisse kommen per Fernschreiber nach Moskau. Es ist wie ein Rausch. Zur Zeit gelten 120 Kelvin (– 153 Grad Celsius) als gesicherte Spitzenleistung. „Weit höhere Temperaturangaben beziehen sich meist auf nur kurzzeitige Supraleitung, da die dazu verwendeten Keramiken nicht stabil sind", sagt uns Professor Chaikin. Doch schon bei den jetzt erzielten Temperaturen kann der viel billigere flüssige Stickstoff mit 70 Kelvin (– 203 Grad Celsius) als Kühlmittel verwendet werden. Damit ist der Einstieg in viele Technologien absehbar.
Die aktuellen Forschungen in der Sowjetunion, sagt Professor Chaikin, bemühen sich jetzt mit Nachdruck um die theoretische Interpretation der Vorgänge. Das Ziel besteht darin, die Supraleitung zu verstehen und durch eine Theorie zu beschreiben, um schließlich gewünschte Prognosen über Stoffverbindungen und ihr elektrisches Leitungsverhalten bei bestimmten Temperaturen geben zu können. So könnten endlose empirische Versuchsreihen mit immer neuen Verbindungen abgekürzt werden. Bisherige Vorstellungen gehen davon aus, daß die Elektronen bei ihrem Fluß durch den Leiter nicht mehr – wie es normalerweise geschieht – gegen das Kristallgitter „stoßen" und deshalb immer wieder neue Energie eingespeichert werden muß. Bei der Supraleitung scheinen sie sich in einer Art kollektivem Zustand über alles Hemmende hinwegzusetzen. In einer supraleitenden Spule kann zum Beispiel der einmal eingespeiste Strom über Milliarden von Jahren kreisen.
Dem Experimentalphysiker Professor Chaikin und seinen Mitarbeitern geht es vor allem darum, mit ihren Experimenten Grundlagen für die theoretische Interpretation der Supraleitung zu liefern. Im Lebedew-Institut für Physik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR bemüht sich eine Gruppe um Dr. Golowaschkin um praktische Fortschritte. Sie hatte im vergangenen Jahr gleichzeitig mit anderen Forschern die Temperatur von 100 Kelvin (– 173 Grad Celsius) überschritten.



Professor Chaikin baute ein hochmodernes Rastertunnelmikroskop. Einer seiner Mitarbeiter untersucht damit bei etwa hundertmillionenfacher Vergrößerung die Struktur von Supraleitern.



Im Zustand der Supraleitung, im dampfenden Helium, wird ein Magnetfeld aus dem Innern dieses Metallbrockens gedrängt. Deshalb schwebt er über einem Magneten.

Ein „Zwilling" – der Schlüssel zur Supraleitung?

Um die Natur der Supraleitung zu verstehen, untersucht Professor Chaikin mit dem Rastertunnelmikroskop die Atomstruktur und den sehr komplizierten Kristallaufbau von Metallen und Keramiken. Schon 1982 hatte sein Team bei supraleitenden Metallen die Erhöhung der Sprungtemperatur an Zwillingskristallen entdeckt. Das sind symmetrisch angeordnete Doppelkristalle, sogenannte Zwillinge. Die Grenzflächen zwischen ihnen, so vermutete er damals, könnten für die Supraleitung von Bedeutung sein. Auch als viele Kollegen meinten, er hätte einen Fehler gemacht, und seine Ansicht nicht teilten, setzte Professor Chaikin seine diffizilen Forschungen fort. „Da bin ich starrsinnig", meint er verschmitzt, „ich hatte schon vor vierzig Jahren einmal ein ähnliches Erlebnis. Damals entdeckte ich bei tiefen Temperaturen ein Phänomen in Oberflächen von Metalleinkristallen. Als einer unserer führenden Theoretiker diese Erscheinung nicht deuten konnte, meinte er spöttisch, ob ich das Fundament der Quantenmechanik erschüttern wolle. Erst einige Jahre später fand sich die Erklärung. Und dies dann ganz im Rahmen ebendieser Quantenmechanik. Etwas ähnliches deutet sich jetzt für die Zwillingskristalle an. Sie können sich vorstellen, daß ich hocherfreut war, als sich vor kurzem amerikanische Wissenschaftler auf unsere Forschungen beriefen und eben solche Zwillingskristalle auch bei supraleitenden Keramiken entdeckten. Die Anzahl dieser Zwillinge in einem Supraleiter scheint wesentlich für die Höhe der Sprungtemperatur zu sein."

Träumereien am russischen Kamin

Nach dem hier nur angedeuteten Gespräch über die hoffnungsvollen Zwillinge erholen wir uns bei einem Rundgang durch die Gedenkstätte für Pjotr Kapiza im Obergeschoß des Hauses. Ein kleiner Raum stellt Leben und Leistung vor. Im Arbeitszimmer blieb alles so, wie Kapiza es kurz vor seinem Tode verließ. Auf dem Tisch ein Manuskript über thermonukleare Resonanz... Vor dem Kamin mit schöner Barockuhr und allerlei Nippes stehend, kommen wir wieder auf die Supraleitung zu sprechen. „Ja, wenn es gelänge, die Sprungtemperatur weiter zu erhöhen, womöglich sogar auf Zimmertemperatur zu bringen, ja dann könnte man Eis oder Wasser als Kühlmittel verwenden: Strom on the rocks. Bislang ist noch immer keine obere Temperaturgrenze abzusehen...", fabuliert Professor Chaikin. In der Tat könnte die Supraleitung bei vertretbaren Temperaturen viele Bereiche der Technik revolutionieren. Bislang gehen auf den großen Überlandleitungen je nach Entfernung etwa 15 Prozent der Elektroenergie verloren. Der Supraleiter täte es beinahe verlustlos. Mit einem einzigen unterirdisch verlegten Kabel könnte man eine ganze Stadt versorgen. Supraleitende Generatoren und elektrische Antriebe, verlustloses Speichern von Energie in riesigen Akkumulatoren – all dies ist absehbar und brächte weitere Energieeinsparungen. Starke Magnetfelder, durch supraleitende Spulen erzeugt, machen es durchaus rentabel, Schwebebahnen zu bauen, die dann Geschwindigkeiten von Flugzeugen erreichen könnten. In der Elektronik würde der „warme" Supraleiter den Weg zu extrem schnellen Supercomputern ebnen. All dies sind reale Träume. Aus Japan, Frankreich und anderen Ländern wurden schon die ersten experimentellen Einsatzfälle gemeldet. Noch gilt es, die Temperaturgrenze weiter zu erhöhen bzw. zu stabilisieren. Lösungswege müssen gefunden werden, solch spröde Keramik wie Yttrium-Barium-Kupfer-Oxid zu möglichst flexiblen Drähten zu formen und diese dann zu kühlen. Der internationale Wettlauf, an dem auch DDR-Physiker teilhaben, ist in vollem Gange.

In der Sowjetunion sind von der Grundlagenforschung her gute Voraussetzungen gegeben, um dabei mitzuhalten. Gerade hier könnte bei den großen Entfernungen die Energieübertragung erheblich effektiver gestaltet werden. Noch arbeitet man in den Versuchsanlagen weltweit auf etwa dem gleichen experimentellen Niveau, bereitet, wie in der Sowjetunion, nationale und internationale Forschungsprogramme vor. Entscheidend wird letztlich sein, wie es gelingt, die Forschungsergebnisse schnell in der Industrie umzusetzen. Wer dies zuerst schafft, kann auf dem Weltmarkt mit neuen Techniken dominieren. Da nimmt es nicht wunder, daß etwa 40 Prozent der Teilnehmer auf den großen Kongressen über Supraleitung Vertreter der Industrie sind.

Große Hoffnung setzt man im Zusammenhang mit der Supraleitung auch auf Fortschritte bei der Kernfusion und der Solartechnik. Die Entwicklung der Sonnen-Halbleiter-Energetik und die verlustlose Energieübertragung auch über große Entfernungen böte vielen Entwicklungsländern die Möglichkeit, ihre Energieprobleme zu überwinden. Auch wenn nicht alle Blütenträume reifen, die Supraleitung verspricht die Supertechnologie des 21. Jahrhunderts zu werden. Nicht zuletzt würde die mit ihrer Hilfe mögliche Energieeinsparung die Welt auch ökologisch voranbringen.

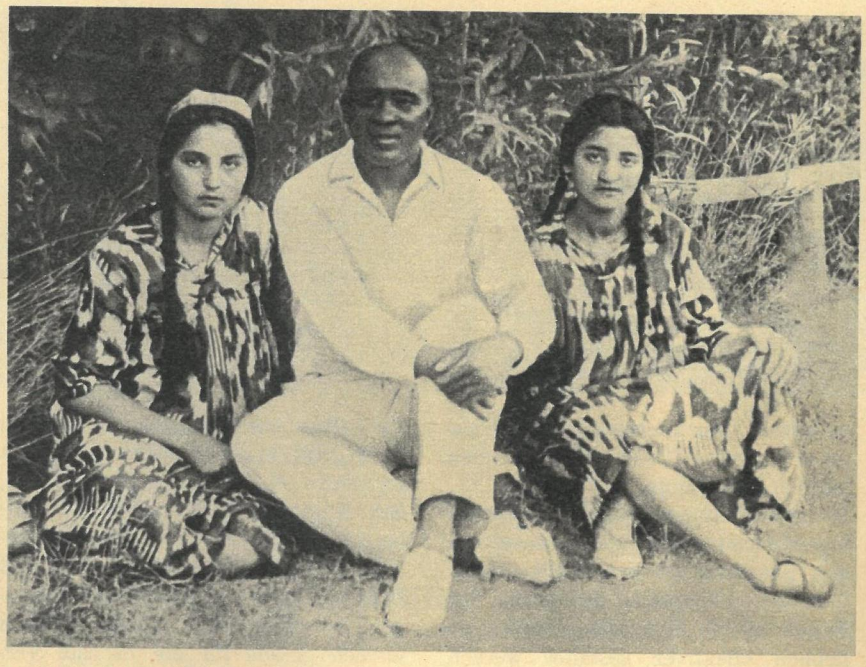
Nach unserem Gespräch besuchen wir die Labors von Professor Chaikin im Hauptgebäude des Instituts. Wir gehen an einem riesigen Generator vorbei, den Kapiza 1934 aus England mitbrachte. Im Tieftemperaturlabor das übliche Gewirr von Meßinstrumenten und Drähten. Die beiden Anlagen zur Erzeugung von Temperaturen bis 0,3 Kelvin werden gerade für die nächste Versuchsreihe vorbereitet. Hier zeigt man uns auch den großen „Hoffnungsträger", einen Zwillingskristall aus Zinn.

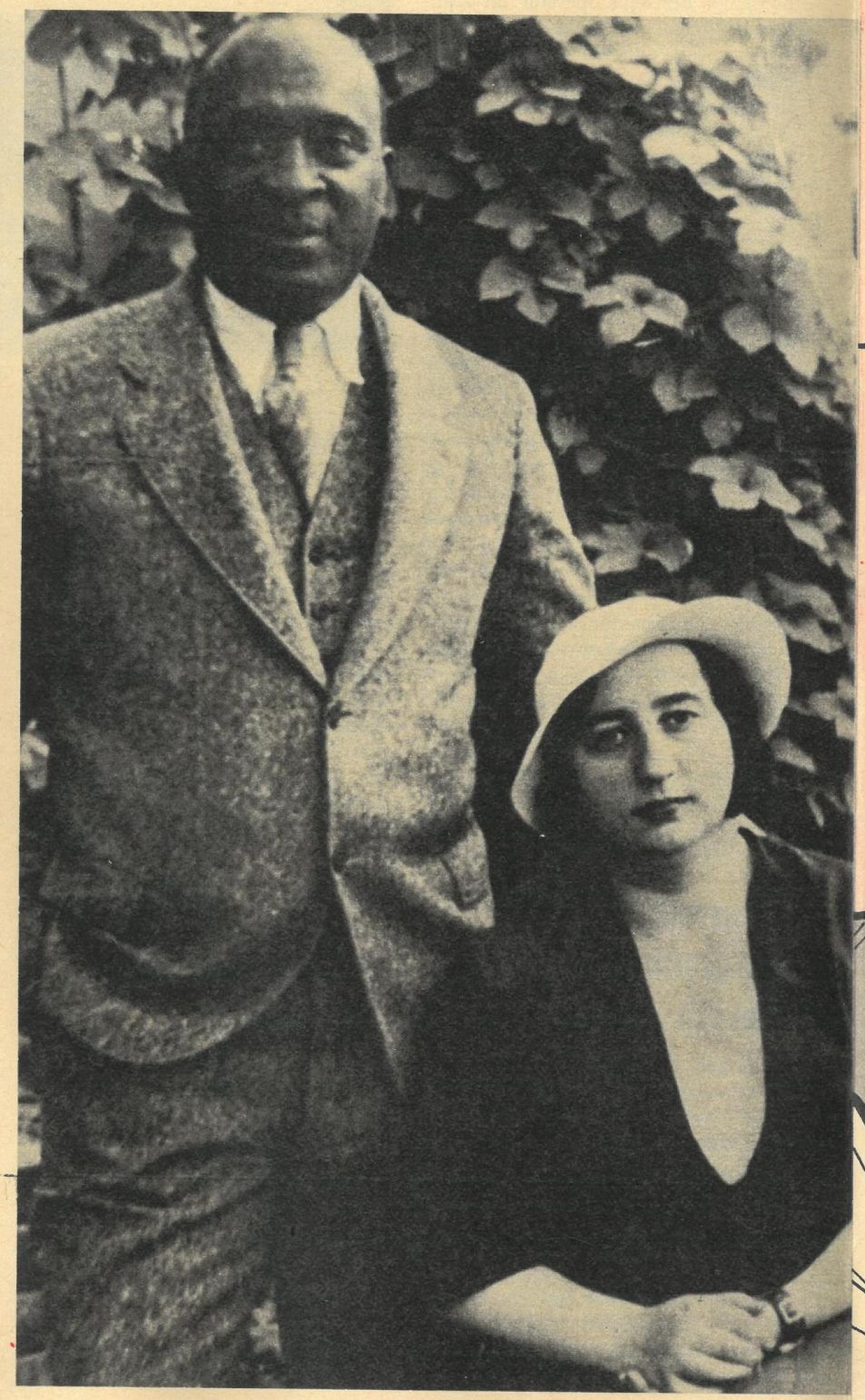
Als wir uns von Professor Chaikin verabschieden, steht schon der nächste Besucher vor der Tür. Ein Wissenschaftler der Technischen Universität Karl-Marx-Stadt will sich in die Technik der Rastertunnelmikroskope einarbeiten. Professor Chaikins Großvater studierte in Heidelberg Landwirtschaftswissenschaften, sein Vater qualifizierte sich 1931 als Physiker in den Siemens-Werken. In der dritten Wissenschaftlergeneration der Chaikins kommen nun Kollegen aus der DDR nach Moskau. Professor Rudolf Herrmann, der an der Berliner Humboldt-Universität den Bereich Tieftemperaturphysik leitet, erarbeitete bei dem sowjetischen Wissenschaftler seine B-Promotion. Im vergangenen Jahr erhielt Professor Chaikin von seinen Kooperationspartnern in Berlin eine besonders erfreuliche Einladung. Die dortige Alma mater verlieh ihm die Ehrendoktorwürde. Dabei wurden seine Verdienste um Tieftemperaturphysik und Supraleitung hervorgehoben.

Fotos: Volkmar Billeb (2), Volker Hohlfeld (Aufmachung), Archiv

Schwarzer Usbeke

nannten sie ehrfurchtsvoll diesen Mann. Vor 100 Jahren in Clarksdale (USA) geboren, wurde er einer der ihren: Oliver Golden (Foto unten mit seiner Gattin). 1931 kam der Agrarexperte in die UdSSR, um seinen „farbigen Brüdern" im noch kaum entwickelten Usbekistan zu helfen. Nachfahren Oliver Goldens leben in zweiter Generation in der Sowjetunion. Tochter Lisa, Mitarbeiterin des Afrika-Instituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (rechts), erzählt für FREIE WELT, wer ihre Eltern und ihre Freunde waren.





Zu Beginn der zwanziger Jahre reiste mein Vater Oliver John Golden das erste Mal nach Sowjetrußland. Er war mit weiteren vier Genossen afrikanischer Abstammung von der Kommunistischen Partei der USA zum Studium an die „Universität der Werktätigen" in Moskau delegiert worden. Er lernte das Leben der Völker kennen, die unter dem Zarismus in kolonialer Abhängigkeit gelebt hatten, und gelangte zu der Ansicht, daß die Usbeken ein „farbiges Volk" seien, Menschen, die die Hilfe der Wirtschaftsexperten besonders brauchen. In jener Zeit kamen zahlreiche Spezialisten aus den USA in die Sowjetunion – Ingenieure, Arbeiter, Agronomen. Auch Oliver Golden hatte beschlossen, dabeizusein. Er traf eine Vereinbarung mit der New-Yorker Organisation AMTORG und trommelte eine Gruppe dunkelhäutiger Landwirtschaftsexperten zusammen. In unserem Familienalbum sind von der Überfahrt nach Rußland ein Zeitungsausschnitt und ein Foto erhalten geblieben. Das Bild zeigt eine Gruppe schwarzer Männer an Bord des Schiffes „Deutschland", unter ihnen eine weiße Frau – meine Mutter: Bertha Golden. Sie war eine kühne Frau. In der gut situierten Familie eines Hausbesitzers geboren, trat sie nach ihrer kaufmännischen Ausbildung mit 17 Jahren in die Kommunistische Partei ein. Auf einer Polizeiwache lernte sie Vater kennen: Nachdem die „Bullen" eine Demonstration auseinandergejagt hatten, waren beide abgeführt worden. Mamas Eltern verwehrten ihr den Zutritt ins väterliche Haus... Mutter folgte Oliver ins unbekannte Usbekistan. Sie lebte fast fünfeinhalb Jahrzehnte in der UdSSR und hat wohl alles durchgemacht, was sowjetische Menschen in diesen komplizierten Jahren durchstehen mußten. Doch niemals hat sie geklagt. Als Vater gestorben war, hat meine Mutter, die für ein krankes Kind sorgen und allein zurechtkommen mußte, während des Großen Vaterländischen Krieges 6000 Dollar, ihre mitgebrachten Ersparnisse, gespendet – für den Bau eines Panzers... Im November 1931 war die Freiwilligengruppe in Usbekistan eingetroffen. Ihr erstes Quartier befand sich in Jangijulja, einer Station für Pflanzenzucht. Dort war alles so, wie Oliver es vorhergesagt hatte: Es gab keinerlei Komfort. Jangijulja war ein Kischlak, eine kleine Siedlung aus Lehmhütten, wo Usbeken lebten, die noch nie in ihrem Leben einen Neger gesehen hatten. Der bekannte Negerdichter Lengston Hughes (1902–1967), der 1932 Vater über Weihnachten besuchte, schrieb in seinem Sowjetunion-Buch „Ich reise und staune", das 1952 in New York erschien: „Die Häuser meiner Freunde boten zwar ausreichend Raum, aber sie hatten keine Kamine, keine Gasherde, keine Radios. Hier gab es kein Dancing und kein Kino, nur einige Neger, die entweder Usbekisch oder Russisch sprechen lernten. Sie waren in dieser entlegenen Oase auf sich gestellt, aber, ungeachtet aller Probleme, waren sie weder griesgrämig noch schwermütig. Als ich an diesem Weihnachtsmorgen erwachte, fand ich einen am Kopfende meines Bettes angehängten Strumpf. Er war vollgestopft mit Pistazien, Halwa und anderen Leckereien..." Nach Ablauf des drei Jahre gültigen Arbeitsvertrages kehrten einige Freiwillige in die Heimat zurück, andere verlängerten ihren Vertrag. Was aus ihnen geworden ist? Das Schicksal einiger ist mir bekannt. Vaters bester Freund war George Tayns, Sohn einer Indianerin und eines Negers. Tayns, der als Tellerwäscher und Lastenträger arbeitete, spielte American Football, gehörte sogar der US-Nationalauswahl an. Man nannte ihn den „Stern des amerikanischen Football". Aber der Arbeitslosigkeit entging er trotzdem nicht, als er die Universität abgeschlossen hatte. In Usbekistan befaßte George Tayns sich mit der Zucht von Pekingenten. Er war ein

gefragter Ratgeber (Foto unten). Mit seinen großen Leistungen war George Tayns sogar auf der Allunionsausstellung der Landwirtschaft vertreten und wurde mit mehreren Medaillen ausgezeichnet. George nahm die sowjetische Staatsbürgerschaft an und heiratete eine Russin. Er hat drei Kinder, vier Enkel und einen Urenkel... Der Texaner John Sutton hatte zusammen mit Vater am Taskigi-Institut studiert, an dem Schwarze als Fachleute für tropische Landwirtschaft ausgebildet wurden. Nach Verlängerung seines Arbeitsvertrages heiratete John eine Russin, und zwar die Schwester der Ehefrau von George Tayns. Sutton leistete viel für die Entwicklung der Landwirtschaft Usbekistans. Er entwickelte beispielsweise neue Methoden der Juteherstellung... Vater, der seinen Kontrakt 1934 verlängert hatte, siedelte mit uns nach Taschkent um. Hier unterrichtete er am Institut für Bewässerung und Mechanisierung (Foto links außen: Mit zwei seiner Studentinnen im Jahre 1934). Er wurde sogar zum Deputierten des Stadtsowjets gewählt. Vater war der dritte Neger, der in einen örtlichen Sowjet gewählt worden war (zwei andere waren im Moskauer Stadtsowjet vertreten). Mama lehrte an verschiedenen Hochschuleinrichtungen in Taschkent Englisch. Vater fand bald Freunde, so auch Juldasch Achunbabajew und Faisulla Chodshajew, führende Politiker der usbekischen Sowjetrepublik, die Künstler Tamara Chanum und Muchitdin Kari-Jakubow und den Komponisten Muchtar Aschrafi. Vater mochten sie seines offenherzigen Charakters wegen, er hatte Humor und liebte Scherze... Wiederholt reiste der berühmte Sänger Paul Robeson (Foto ganz unten: 1. v. l.) in die Sowjetunion. Im Sommer 1937 erholte

sich Paul Robeson zusammen mit der Familie in Kislowodsk. Auch wir waren dort Gäste und trafen uns. Ich war damals vier Jahre alt. Von den Gesprächen der Erwachsenen verstand ich natürlich nichts. Ich erinnere mich nur daran, daß sie mitunter hitzig diskutierten. Zu jener Zeit war uns schwarzen Ausländern in der Sowjetunion empfohlen worden, sich außer Landes zu begeben. Meine Eltern gehörten zu jenen, die sich entschlossen, die sowjetische Staatsbürgerschaft anzunehmen und zu bleiben... 1940 starb mein Vater an einer schweren Herz- und Nierenerkrankung. Nun erfuhr ich, daß ihm in Usbekistan ein Denkmal errichtet werden soll, um seinen und den Beitrag der anderen schwarzen Amerikaner bei der Entwicklung des Baumwollanbaus Usbekistans zu würdigen. Wir, die Nachfahren Oliver Goldens und seiner schwarzen Freunde, leben heute in der Sowjetunion, als sei das die natürlichste Sache der Welt. Wir sind in „schwarzsowjetischen" Familien groß geworden, Russisch ist unsere Muttersprache. Wir unterscheiden uns von anderen Sowjetmenschen nur durch eins: durch die Farbe unserer Haut...

Fotos: V. Billeb (1); privat (4)

Die Idee kernwaffenfreier Zonen hat eine jahrzehntelange Geschichte, bereits in den fünfziger Jahren wurde sie diskutiert. 1963 machte Finnlands Präsident Urho Kekkonen seinen Vorschlag für eine kernwaffenfreie Zone in Nordeuropa. Mit dem Palme-Vorschlag und den Reaktionen darauf vor einigen Jahren rückte sie wieder stärker in den Vordergrund. Was ist heute anders als in den fünfziger Jahren?

In den fünfziger und sechziger Jahren lag noch nicht das Abkommen über die Nichtweiterverbreitung der Kernwaffen vor. Das kam erst 1968. Somit konnte sich zuvor jeder Staat Kernwaffen zulegen. Für den Norden Europas stand diese Frage rein theoretisch, sieht man von Schweden ab, wo eine ernsthafte Diskussion darüber lief, ob man sich Kernwaffen anschaffen sollte oder nicht. Dann trat Schweden diesem Vertrag bei, und die Frage war somit auch völkerrechtlich aus der Welt. Kekkonens Vorschlag zielte darauf ab, den Besitz von Kernwaffen zu verhindern. Mit dem Vertrag von 1968 und seiner Unterzeichnung von allen nordischen Ländern hatte sich ein wesentlicher Aspekt des Kekkonen-Planes erfüllt. Die Jahre des kalten Krieges erschwerten Abrüstungsbestrebungen; die politische Situation in Europa und die Beziehungen zwischen den verfeindeten Militärblöcken machten viele Gespräche unmöglich. Nicht zufällig entstand die erste atomwaffenfreie Zone in Lateinamerika, in einem Gebiet also, das aus der Konfrontation der beiden Kontrahenten herausgelöst war. Jetzt sieht die Situation günstiger aus. Abrüstungsverhandlungen laufen, und Kernwaffen sind kein Tabu mehr.

Worin liegen die bedeutendsten Vorzüge einer kernwaffenfreien Zone?

Der sicherheitspolitische Vorteil liegt eindeutig darin, daß die Lage stabilisiert wird, was auch für mögliche Krisensituationen von immenser Bedeutung ist. Sprechen wir über den Norden Europas. Eine solche Zone würde es erschweren, taktische Atomwaffen in das Gebiet gelangen zu lassen. Denken wir uns einmal den Fall, daß in einer akuten Krise beispielsweise Norwegen seine Grenzen für taktische Kernwaffen öffnet, so ständen wir vor einer dramatischen Situation, die zur Auslösung eines Weltkonfliktes durchaus beitragen könnte. Kernwaffenfreiheit in Friedenszeiten stabilisiert den Status quo. Besitzt man Kernwaffen, ist man auch Ziel für Kernwaffen. Eine kernwaffenfreie Zone würde einen positiven Effekt auf die europäische Abrüstung ausüben und wäre ein exemplarisches Beispiel für solche Gebiete, in denen sich die NATO und die Warschauer Vertragsstaaten direkt gegenüberstehen. Die Bildung einer solchen Zone hätte eine bedeutende Signalwirkung.

Kann man sagen, daß der psychologische Effekt als vertrauenschaffende Maßnahme größer wäre als der rein militärische?

Das könnte man sagen. Man muß sich natürlich fragen, für wie wahrscheinlich man eine militärische Krise hält. Ich halte sie für immer unwahrscheinlicher. Insofern kommen diesen Zonen vertrauenschaffende, abrüstungspolitische Aspekte zu. Im Blick auf den europäischen Norden wäre eine solche kernwaffenfreie Zone ein qualitativ neuer Schritt, denn die Zusammenarbeit der nordischen Staaten schloß sicherheitspolitische Fragen nie ein. Sie fallen gewissermaßen nicht unter das Mandat des Nordischen Rates.

In Nordeuropa gibt es zwei neutrale und drei NATO-Staaten. Welche neuen Momente sehen Sie im Zusammenhang mit der Bildung einer kernwaffenfreien Zone in Nordeuropa?

Sie regt zum Nachdenken an, in den Militärblöcken nicht mehr die gleiche Bedeutung zu sehen wie vordem, selbst wenn Dänemark und Norwegen in der NATO verbleiben. Es wäre eine Bekundung, daß man innerhalb der NATO verschiedene Linien fahren kann. Betrachten wir beispielsweise Griechenland, das mit seinem Wunsch nach einer atomwaffenfreien Zone auf dem Balkan nationale Interessen bekundet. Wir sehen, daß quer durch die NATO die Haltungen zu den Kernwaffen differieren.

Wirft die Existenz einer kernwaffenfreien Zone nicht auch die Frage nach dem weiteren Abbau der konventionellen Rüstung auf?

Ich sehe es in der Tat so. Es gibt allerdings auch Stimmen, die behaupten, daß kernwaffenfreie Zonen eine Gefahr darstellen, weil sie eine konventionelle Aufrüstung nach sich ziehen. Ähnliche Einwände erfolgten nach dem Abschluß des INF-Vertrages. Ich jedoch glaube nicht daran, weil Probleme der Auf- oder Abrüstung ihre militärische Begründung verlieren und zunehmend politischer Natur werden. Hat man das erst einmal erkannt, so werden Abrüstungsschritte auch folgerichtig die nächsten nach sich ziehen.

Warnte nicht Präsident Koivisto vor einer Verlagerung der Rüstung in den Nordatlantik?

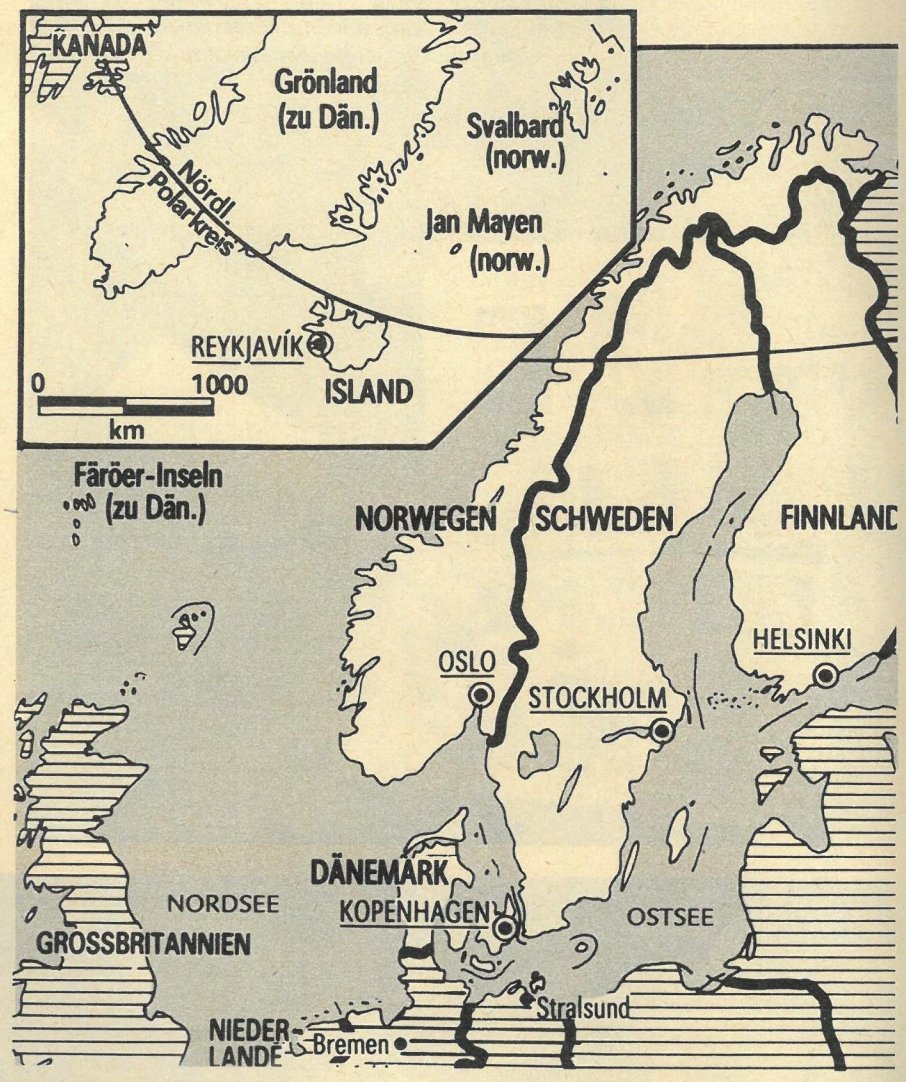
Er wollte seine Unruhe ausdrücken und davor warnen. Ich bin in dieser Hinsicht optimistisch, denn ich glaube nicht, daß auf diesem Gebiet eine Kompensierung erfolgt. Allein schon aus ökonomischen Gründen. Für eine derart gewaltige konventionelle Aufrüstung ist schlicht und einfach kein Geld vorhanden. Konventionelle Waffen sind um vieles teurer als die atomaren.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen der Schaffung kernwaffenfreier Zonen und anderen Abrüstungsvorschlägen? Sollte man sie im Junktim oder getrennt behandeln?

Die finnische Seite strebt danach, die Frage der Kernwaffenfreiheit nicht an andere Dinge zu binden. Die norwegische und schwedische Seite hingegen zeigen eher die Neigung, der sowjetischen Seite gewisse Bedingungen zu stellen. Wir heben den Eigenwert des Planes von einer atomwaf-

Die Domkirche, Wahrzeichen von Finnlands Hauptstadt Helsinki

Eine atomwaffenfreie Zone im Norden Europas würde die drei NATO-Staaten Dänemark (mit Grönland), Norwegen und Island sowie die beiden neutralen Länder Finnland und Schweden umfassen (siehe Karte).



Im Vorfeld des Internationalen Treffens für atomwaffenfreie Zonen, das auf Initiative des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, im Juni in Berlin stattfinden wird, traf sich in der finnischen Stadt Turku unser Mitarbeiter Bruno Storm mit Professor Allan Rosas, Direktor des Instituts für Internationales Recht an der Abo-Akademie. Welche Möglichkeiten für eine atomwaffenfreie Zone in Nordeuropa gibt es, lautete eine der wesentlichen Fragen.

Das Tabu ist gebrochen

fenfreien Zone hervor. Das ist sozusagen offizielle finnische Politik. Und die scheint mir durchaus vernünftig. Wenn die Sowjetunion im Zusammenhang mit der Bildung einer kernwaffenfreien Zone in Nordeuropa Verpflichtungen auf dem konventionellen Gebiet eingeht, wäre Norwegen beispielsweise durchaus entgegenkommend. Nehmen wir an, die Sowjetunion würde ihr Truppenkontingent auf der Kola-Halbinsel über eine bestimmte Grenze nicht steigen lassen und sich verpflichten, diese ausschließlich defensiv auszurüsten, käme es norwegischen Intentionen entgegen. Man anerkennt zwar heute in Oslo von verantwortlicher Seite, daß die sowjetischen Streitkräfte auf Kola defensiven Charakter tragen und keine zusätzliche Bewaffnung durchgeführt wurde, doch bleibt die Frage, ob die Sowjetunion in einer Krisensituation nicht Truppen und Waffen dorthin verlagert. Es wäre eine vertrauenschaffende Maßnahme, diese Zone von Waffen, wie beispielsweise Panzern, freizuhalten.

Kann man aus der Entstehung und der Realität von kernwaffenfreien Zonen im Südpazifik und in Lateinamerika Schlüsse und Erfahrungen für Europa ziehen? Politische, rechtliche, völkerrechtliche?

Unbedingt. Die Ausarbeitung der Verträge und der Zusatzprotokolle, die von den Kernwaffenmächten unterzeichnet werden, sowie die Definition, was eigentlich eine kernwaffenfreie Zone ausmacht – all das sind wertvolle Hilfen.

Nun gibt es Leute, die behaupten, eine kernwaffenfreie Zone gäbe keine Sicherheit, da man mit Kernwaffen in sie hineinschießen kann. Japan besaß keine Kernwaffen, dennoch wurden Nagasaki und Hiroshima bombardiert. Was kann man diesem Argument entgegenhalten?

Zum ersten muß man sagen, daß wohl niemand, der den Gedanken einer atomwaffenfreien Zone unterstützt, auch meint, sie sei eine vollständige Garantie. Aber nach finnischer Auffassung ist es sicherer, ohne Kernwaffen zu leben als mit ihnen. Besitzt man Kernwaffen, ist man ein garantiertes Ziel. Ohne sie ist die Chance, kein Ziel zu sein, größer. Auf jeden Fall ist die Wahrscheinlichkeit, daß Kernwaffen gegen kernwaffenfreie Zonen eingesetzt werden, geringer. Das kann niemand bestreiten. Und dann meine ich, daß die Moral in der Politik eine größere Bedeutung erhält oder erhalten wird. Auf lange Sicht gesehen gewinnen die Beziehungen zwischen Persönlichkeiten und gesellschaftlichen Gruppen immer mehr an Bedeutung. Menschliches Verhalten und humanistische Werte werden wichtig in den Beziehungen zwischen den Ländern. In diesen neuen Beziehungen gewinnt die Absage an Kernwaffen einen besonderen Rang.

Besteht zwischen den Entscheidungen der Regierungen und den Massenbewegungen ein Zusammenhang?

Es gibt hier einen dialektischen Zusammenhang. Geht man in die Geschichte zurück, erfährt man von der oftmaligen Abhängigkeit von Regierungsentscheidungen und den Massenbewegungen einfacher Menschen. Betrachten wir einmal die Friedensbewegung. Sie hat ihre Auf- und Abschwünge, heute demonstrieren nicht mehr so viele Menschen wie noch vor Jahren, dennoch hat sich das Bewußtsein für Frieden und Abrüstung insgesamt erhöht und beeinflußt die Regierungen in ihren Entscheidungen. So war beispielsweise das Abkommen über Kernwaffenversuchsstopp 1963 das Ergebnis einer weltumfassenden Protestbewegung, die eine Verseuchung der Atmosphäre nicht mehr duldete. Wir hätten auch keine Diskussion über eine atomwaffenfreie Zone im Norden und auch keine hierfür eingesetzte Diplomatengruppe, wenn nicht die Mehrheit in unseren Ländern sowie die Parlamente für diese eintreten würden. Diese Bewegung ist zum politischen Faktor geworden. In Dänemark hat eine Gallup-Umfrage ergeben, daß 82 Prozent der Bevölkerung eine atomwaffenfreie Zone befürworten. Hätte man diese Frage in den sechziger Jahren gestellt, wäre das Ergebnis niederschmetternd gewesen.

Es gibt Auffassungen, daß die Bildung regionaler atomwaffenfreier Zonen ein Ungleichgewicht schaffen und die Sicherheit vermindern würde. Das NATO-Konzept besagt ja, daß die Abschaffung von Kernwaffen die unteilbare Sicherheit beeinträchtigen würde.

Kernwaffen schaffen nicht mehr Sicherheit, sondern mehr Unsicherheit. Diese Auffassung wird von vielen geteilt, auch in dem NATO-Land Dänemark, wo es in sicherheitspolitischen Fragen durchaus unterschiedliche Auffassungen gibt, doch die Erstanwendung von Kernwaffen in Frage gestellt wird. Hierzu muß gesagt werden, daß die NATO bei taktischen Atomwaffen zunächst einen Vorsprung hatte, bis die Sowjetunion sie schließlich eingeholt und dann überholt hat. Das militärische Argument für die Erstanwendung hat sich somit ad absurdum geführt. Auch wird gesagt, daß der Warschauer Pakt eine konventionelle Überlegenheit besitzt und man auf diese mit Kernwaffen antworten müsse. Die atomare Bewaffnung der Sowjetunion hat diese Doktrin veralten lassen. Die NATO-Führung hat kein Interesse an atomwaffenfreien Zonen, doch meine ich, daß ihre Bildung die NATO letztendlich anerkennen muß. Sie wird mit dieser Realität leben müssen und auch können.

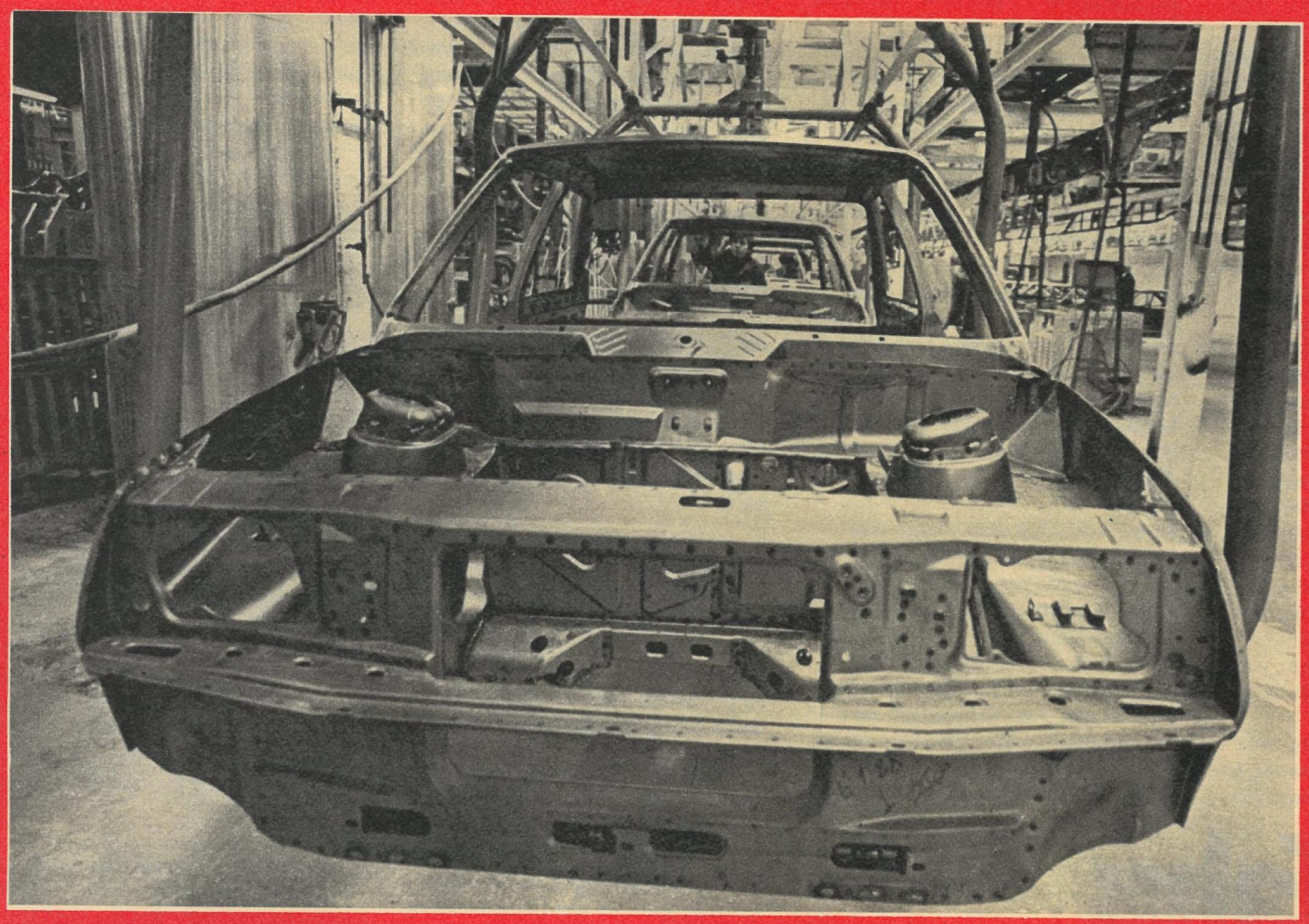
Sind die Ideen von kernwaffenfreien Zonen im Norden, auf dem Balkan und in Mitteleuropa nur schöne Träume, oder sind sie realisierbar?

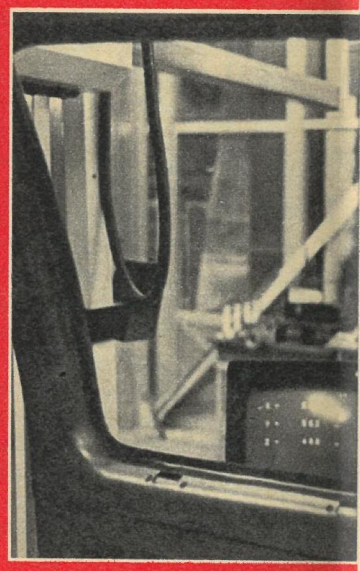
Das kann nicht nur ein Traum sein. Natürlich müssen globale Verhandlungen stattfinden. Kernwaffenfreie Zonen werden selbst in einer kernwaffenfreien Welt ihre Bedeutung behalten, denn wir sollten nicht vergessen, die Technologie für die Herstellung von Kernwaffen ist nun einmal vorhanden. In diesem Sinne werden wir im Grunde stets damit leben, daß Atomwaffen wieder hergestellt werden können. Darum haben diese Zonen auch für die Zukunft ihre Bedeutung.

Sollen nur die kernwaffenbesitzenden Mächte über die Kernwaffenfreiheit entscheiden, oder tragen auch die kleinen und mittleren Staaten in dieser Frage eine große Verantwortung?

Die letztgenannten Staaten müssen eine souveräne Entscheidungsfreiheit haben, müssen über das, was auf ihrem Territorium geschieht, selbst bestimmen. Es ist nicht Finnlands oder Schwedens Sache, darüber zu entscheiden, ob die Sowjetunion und die USA auf ihren Gebieten Kernwaffen stationieren oder nicht, doch für ihre eigenen Länder müssen sie selbst entscheiden. Im Grunde erübrigt sich auch die formelle Mitwirkung der Kernwaffenmächte an der Schaffung kernwaffenfreier Zonen. Ich habe schon früher darüber geschrieben, daß die nordischen Länder durch eine Deklaration sich für kernwaffenfrei erklären sollten. Das wäre eine politische Willenserklärung und noch kein völkerrechtliches Abkommen. Man sollte mit diesem souveränen Willensakt beginnen und erst dann von den Kernwaffenmächten die völkerrechtlichen Garantien einholen. Zentraleuropa, wo Kernwaffen stationiert sind, wird nach meiner Überzeugung kaum mit einer kernwaffenfreien Zone beginnen können. Ich möchte glauben, daß hier die taktischen Atomwaffen mit einer konventionellen Abrüstung verschwinden. In dieser Hinsicht hat die Palme-Kommission schon eine beachtliche Vorarbeit geleistet, wie die taktischen Atomwaffen im Zusammenhang mit einer konventionellen Abrüstung eliminiert werden. Diesen Weg halte ich für durchaus realistisch.

Fotos: ADN-BZ, Bruno Storm





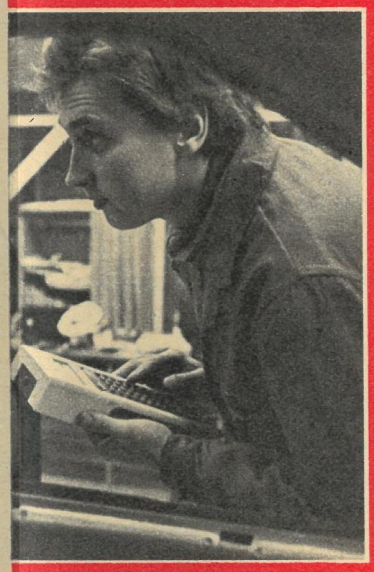
Auf Stadtstraßen sollen es immerhin auch nicht mehr als 6,8 Liter im Durchschnitt werden. Der neue SAPO erreicht mit dem elektronisch gezündeten Motor MeMS 245F seine Höchstgeschwindigkeit (135 km/h) im 4. Gang. Der serienmäßig vorgesehene 5. Gang – ausgelegt als Schon- und Ökonomiegang – läßt im Geschwindigkeitsbereich zwischen 50 und 120 km/h den Kraftstoffverbrauch deutlich

Wann kommt der Neue?

Wo immer die kleine Kolonne neuentwickelter sowjetischer PKW auftauchen mag – auf internationalen Messen und inzwischen auch im Ausstellungssaal des Berliner Hauses der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur – stets bildet der SAS 1102 (rechts) einen besonderen Anziehungspunkt. Wegen seiner optischen Rasse, wegen seiner Klasse, die diesen neuen SAPOROSHEZ mit dem uralten ukrainischen Namen TAWRIJA attraktiv macht für den Normalverbraucher. Dafür nur einige Angaben: Obgleich der SAS 1102 gegenüber seinem Vorgänger um 53 Millimeter kürzer ist, wurde der Fahrgastraum geräumiger und bietet folgende kleine Sensation: Auf der Hinterbank finden drei Personen Platz. Der rund 130 kg leichtere Wagen schluckt im Vergleich mit dem SAS 968 M im Stadtverkehr 30 Prozent weniger Kraftstoff. Laut Werkangaben von AwtoSAS reichen 4,6 Liter bei Konstanttempo 90 für 100 Kilometer.

Schikanöse Kfz-Reparaturen

Nachts bei strömendem Regen am stockdunklen Rand einer Landstraße einen TRABANT-Keilriemen aufzuziehen macht den jungen Männern, deren Soldatengepäck da an einem Waldrand aufgestapelt liegt (oben) bald keine Bange mehr. Sie gewöhnen sich an Schwereres und Größeres. Wer einmal – wie sie – in einer frostigen Aprilnacht im Licht einer durch Blauscheibe gedämpften Taschenlampe den zentnerschweren Dieselmotor eines LKW vom Typ URAL gewechselt hat, den schreckt erstgenannte Kleinigkeit nicht. Die Fachrichtung Kraftfahrzeugtechnik der Militärtechnischen Schule der NVA „Erich Habersath" bereitet junge Soldaten auf alle möglichen Fälle der Kfz-Pflege und -Reparatur unter komplizierten Bedingungen vor. Großes Improvisationsvermögen ist immer wieder gefordert. Wenn auch die Ausbildung der künftigen Unteroffiziere und Fähnriche in erster Linie auf die Wartung von Kfz-Militärtechnik ausgerichtet ist, manche erworbene Fertigkeit ist weit darüber hinaus nutzbar! Im Ausbildungszentrum für Hebezeugführer (rechtes Foto) zum Beispiel wird alles geübt, was der Alltag bieten kann auf diesem Gebiet. Auch das Aufgleisen von Eisenbahnwaggons, was von den beteiligten Kranführern höchste Präzision beim synchronen Zusammenwirken fordert. Und damit alles recht lebensnah vonstatten geht, haben die Kranführer schikanöse Bodenverhältnisse standfest zu meistern – Seesand, Schotter, Morast... Auf solch schwankendem Untergrund müssen sie schwere Fahrzeuge bergen, Waggons be- und entladen, Lichtmasten setzen oder Stückgut hieven. Die Ausbildung erfolgt unter „feldmäßigen Bedingungen" (siehe die Tornister im Walde). Das bedeutet, man „wohnt" unter zusammengeknöpften Zeltbahnen. Und der Tag hat drei



sinken und verringert die Schadstoffemission sowie den Geräuschpegel. Das Saporoshjer Werk nennt einen Wartungsturnus von 15 000 Kilometer, der Motor soll erst nach 125 000 km die erste Generalreparatur nötig haben.

Noch nicht allzuoft ist das Gerippe für die neue Schrägheck-Karosserie (links oben) auf den Montagebändern zu sehen (unser Bild oben: Kontrolle der Maßhaltigkeit mit modernen elektronischen Geräten). Der Serienstart konnte noch nicht vollzogen werden. Allmählich erst, bis 1990, löst der 1102 den altbekannten SAPO ganz ab. Noch sind nicht alle dafür notwendigen Voraussetzungen installiert: Ein im Grunde völlig neues Werk mit Dutzenden automatischen Linien für die Fertigung von Teilen und Baugruppen, fast 350 Robotern und mehr als 1000 programmgesteuerten Werkzeugmaschinen.

Willi Heinrich

PS-Nachrichten

DAS GESICHT DES NIWA entstand nicht im Konstruktionsbüro der WOLGA-Automobilwerke, sondern als Diplom-Arbeit des jungen Leningrader Designers Wladimir Sjomuschkin. Er ist Mitbegründer eines neuen Zentrums für die Gestaltung von Autokarosserien. Sjomuschkin: „Leningrad hat ein hohes Potential an technischer Intelligenz und hier gibt es keine Probleme mit Modellbauern. Unser eigenes Wissen und Können zu nutzen ist vorteilhafter als teure Dienste ausländischer Firmen zu beanspruchen." *APN*

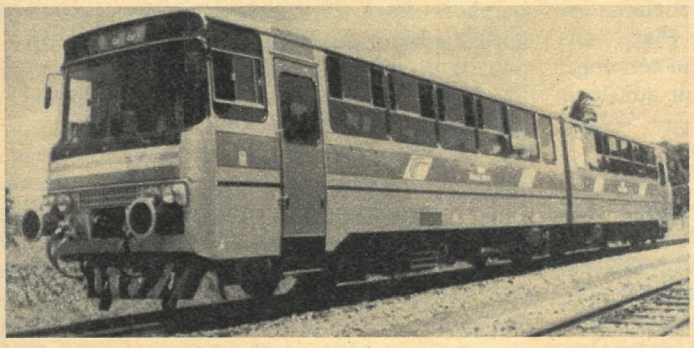
EIN LUFTKISSENPRITSCHENFAHRZEUG wurde in den Lufttechnischen Werken Milevsko (ČSSR) entwickelt. Mit einer Tragfähigkeit von 1200 Kilogramm wird es bereits als Montagetransportanlage im Prager ČKD-Werk bei der Montage schwerer E-Loks eingesetzt. Die Entwicklungsarbeiten für eine 5000-kg-Luftkissenpritsche haben begonnen. *M.*

BORDCOMPUTER FÜR BUSSE UND PKW baut das Werk für Nachrichtentechnik in der ungarischen Stadt Vac. Sie ermitteln u. a. Durchschnittswerte für den Kraftstoffverbrauch im Verhältnis zur Geschwindigkeit und registrieren die gefahrenen Kilometer sowie die Fahrzeiten bei DACIA, ŠKODA und LADA sowie IKARUS-Bussen. *P. I.*

Einschränkung in beiden Fahrtrichtungen betreiben. Betriebswirtschaftlich vereint die „Kreuzung" von Omnibus und Eisenbahntriebwagen die hochentwickelte Technologie modernen Straßenfahrzeugbaus mit der Dauerhaftigkeit von Schienenfahrzeugen. Bei gebotenem hohem Reisekomfort sanken Kraftstoffverbrauch, Wartungsaufwand und Instandhaltungskosten. *SHK*

ÜBERMUT BEIM ÜERHOLEN führte 1987 auf DDR-Straßen zu 1658 meist sehr schweren Verkehrsunfällen, bei denen 65 Menschen starben und 1582 zum Teil so schwere Verletzungen erlitten, daß sie daran für den Rest ihres Lebens zu tragen haben. Bei etwa jedem 10. Verursacher war der Führerschein noch nahezu druckfrisch. Spitzenzeit für Überholunfälle sind die Sommermonate, auf Fernverkehrsstraßen außerhalb von Ortschaften ist ihre Zahl deutlich höher als auf Autobahnen. Grundsatz für das Überholen muß sein und immer bleiben: im Zweifel nie! *VP*

ZWEI FAHRBAHNEN DER JIRASEK-BRÜCKE in Prag, die seit dem 1. Juni 1987 wegen Arbeiten zur Erhöhung der Tragfähigkeit gesperrt sind, sollen bereits im Dezember 1988 wieder freigegeben werden. Nach Vollendung der anspruchsvollen Rekonstruktion werden täglich 22 000 Fahrzeuge die Brücke passieren. *M.*



EINE SYNTHESE AUS TRIEBWAGEN UND OMNIBUS sind die Schienenbusse von GANZ-MAVAG aus der UVR. Ihre Spurweite richtet sich nach dem Schienennetz, für das sie bestimmt sind. Der zweiteilige vierachsige Unterwagen, hergestellt nach den Regeln des Eisenbahnbaus, trägt einen Omnibusaufbau aus dem IKARUS-Baukasten der KOM-Reihe 200. Die Bestuhlung entspricht einem Omnibus; die vier Außenschwingtüren sind fernbetätigt. Der für 166 Fahrgäste ausgelegte „Railbus" bringt es auf 100 km/h. Die kurzgekuppelte Einheit läßt sich ohne

DER STRASSENTUNNEL DURCH DEN PRAGER STRAHOV (siehe FW 8/88) wird aus drei 2020 m langen Röhren bestehen, die jeweils eine 3,5 m breite betonierte Fahrbahn bekommen, 1993 soll das Bauwerk dem Verkehr übergeben werden. Dann können täglich rund 49 000 Fahrzeuge in nur zwei Minuten zwischen den Stadtteilen Smichow und Brevnov wechseln. 22 Fernsehkameras werden das Tunnelgeschehen überwachen. *Sch.*

Fotos: B. Dworny (3), L. Muchow, ZB-ČTK Krumphanzl, S. H. Karbaum, K. Hurrelmann (2)
Redaktion: Klaus Hurrelmann

JAWA exportstark

Motorräder aus den JAWA-Werken in Týnec nad Sázavou (Bild unten) haben einen international guten Ruf. Annähernd 90 Prozent der Produktion des namhaften Fabrikanten von Einspurfahrzeugen sind für den Export bestimmt. Bedeutendster ausländischer Kunde ist die UdSSR, die 70 Prozent des JAWA-Exportvolumens abnimmt. In der Sowjetunion gibt es zahlreiche Fan-Klubs dieser Fabrikmarke. Um seinen Stellenwert auf dem internationalen Markt zu wahren, arbeitet JAWA ständig an der Erneuerung und Vervollkommnung seiner Typen: Die Neuheit dieses Jahres heißt JAWA 638-0. Sie unterscheidet sich von ihrem Vorgänger 634 durch ein neuentwickeltes Getriebe; auch Tank, Sitzbank und Scheinwerfer sind neu gestaltet. Diesem bedienfreundlichen Motorrad aus Mittelböhmen wird ein „Alter" von 100 000 Kilometern vorausgesagt. Ein anderer ČSSR-Exportrenner im wahren Wortsinn sind die Cross-Maschinen von ČZ (oben). Rund 210 000 Kräder der Marken JAWA und ČZ werden alljährlich ins Ausland verkauft. Insgesamt repräsentiert der Kfz-Export nahezu ein Viertel der gesamten tschechoslowakischen Maschinenbauausfuhr.

Antonín Kužma

Drittel – eins für die Arbeit, eins für die theoretische Ausbildung, eins für die Ruhe. Manch angehender Berufsunteroffizier oder Fähnrich erwirbt hier einen zweiten Facharbeiterbrief, oder er wird zu einem Meisterlehrgang delegiert – begehrt sind Elektronik-Berufe oder Kfz-Instandhaltung. Die Militärtechnische Schule „Erich Habersath" – benannt nach einem Berliner Arbeiterjungen, einem Helden der Novemberrevolution von 1918 – wurde für ihre vorbildlichen Ausbildungsergebnisse mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Gold und mit der Artur-Bekker-Medaille in Gold ausgezeichnet. Der Orden für Militärheldentaten 1. Klasse der SR Vietnam würdigt internationalistische Verdienste der MTS „Erich Habersath".

Klaus Hurrelmann

Jung gewohnt, alt vergessen?
Lauf mal wieder!

Schuldig und unschuldig: Rasen bringt mobile manchen untern Rasen!

FREIE WELT-Serie 1

Wie die Kamele ihr Geweih verloren

Mehrere Jahre arbeitete Leonid Schinkarjow als „Iswestija"-Korrespondent in der Mongolischen Volksrepublik. Mit einer nomadisierenden Viehzüchterfamilie zieht er durch die Wüste, fährt auf einer Lokomotive durch das Land. Als die Nachricht vom Start des ersten mongolischen Kosmonauten durch den Äther geht, ist Schinkarjow Gast in der Jurte der stolzen Eltern. Aus den Begegnungen mit Mongolen und seinen Reisen in ihrem Land entstand sein Buch „Abschied von der Jurte", das im VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig erscheint.

In der Nacht vor dem Abmarsch finde ich lange keinen Schlaf, unruhig wälze ich mich auf dem schmalen Bett von einer Seite auf die andere. Der Geruch nach saurer Milch hängt in der Luft, hüllt mich gleichsam ein; mir schwindelt leicht, als befände ich mich im Laderaum eines Schiffes. Die Jurte schwankt im Wind.

Eine Jurte ist so etwas wie das Modell einer Mikrowelt mit exakt gekennzeichneten Himmelsrichtungen. Alles hat seinen seit alters bestimmten Platz. Unter der Kuppel mit dem roten Reifen („toono") und den von ihm ausgehenden Streben („unj"), um die beiden die Kuppel stützenden vertikalen Stangen herum befinden sich nach den Tieren des Mondkalenders benannte Winkel, sofern man in einem solchen Rundbau mit Gitterwänden überhaupt von Winkeln sprechen kann: „Maus" – zur Aufbewahrung der Habseligkeiten; „Stier" – Vorratskammer für Lebensmittel; „Tiger" – Platz des Hausherrn; „Hase" – Platz der Frau; „Hund" – Platz für einen hohen Gast… So wie die Planeten ihren Platz und ihre Bahn im Weltraum haben, hat auch in der Jurte alles seinen ganz bestimmten Platz – das Pferdegeschirr, die Geschirrschränkchen, die kleinen Holzeimer, die verräucherten Ledergefäße, die Schafledersäcke, in denen Wasser und Milch aufbewahrt werden, steht alles bereit, jederzeit auf Pferd oder Kamel gepackt zu werden und zusammen mit dem Universum Jurte seinen Kreislauf anzutreten.

In unserer Zeit ändert sich die Jurte, so wie sich alles verändert, wenn Erzeugnisse, die früher geschickte Meister aus dem Volke anfertigten, heute fabrikmäßig hergestellt werden. Genossenschaften produzieren montierbare Jurten in Standardabmessungen und -farben mit einem einheitlichen Inventar an Hausrat, und dennoch sehen diese in ihrer Masse schmucker aus als die alten Jurten. Der Kuppelfilz wird mit einer Plane oder weißem Baumwollstoff überzogen. Verändert hat sich auch die Innenausstattung: Man findet jetzt Radio, Uhr, Nähmaschine, Spiegel, vernickelte Bettgestelle. Jetzt experimentieren die Mongolen mit Windkraftanlagen zum Hochpumpen von Wasser, mit Sonnenbatterien zur Wärmeerzeugung.

Wer nur einmal in seinem Leben eine Sommernacht unter dem Dach einer Jurte verbracht hat, wenn die unteren Filzwände hochgezogen sind, die frische Luft vom Boden bis zum Dachreifen hindurchstreicht und das Gesicht fächelt, der möchte nicht glauben, die Tage der Jurten seien gezählt. Bislang gibt es in der Steppe nichts Zweckmäßigeres. Selbst im strengen Winter ist es in der Jurte hell, warm und gemütlich, zudem hört man, wenn in der Nähe der Herde ein hungriger Wolf heult.

In dieser Nacht ist unsere Jurte anders als sonst. Meine Wirtsleute haben schon am Abend Stricke bereitgelegt, den Hausrat in Säcke verstaut, Kisten gepackt, lediglich den kupfernen Teekessel hat man für das Frühstück vor Antritt des Marsches noch stehen lassen. Wenn ich mich aufstütze, sehe ich das bronzefarbene Ohr des Hirten Mjagmar. Gegenüber, hinter dem Kattunvorhang, schlafen Frau und Kinder.

Die Mongolen sind überall gastfreundlich, in abgelegenen Gegenden aber, wo die Jurte des Nachbarn so weit entfernt steht, daß sie nicht einmal mit dem Feldstecher mehr auszumachen ist, dort freut man sich besonders herzlich über jeden Ankömmling, als habe man eigens ihn erwartet. Als ich diese Jurte betrat, da schüttelte mir der etwa fünfundvierzig Jahre alte breitwangige Gobihirt Mjagmar lange die Hand, ließ mich dann auf einem niedrigen Hocker an der Mitte des niedrigen Tischchens an der Nordseite der Jurte Platz nehmen, seine Frau aber, die schweigsame Ojuun, servierte mir auf flach ausgestreckten Händen eine Schale mit dickem Kamelkumys.

In unserem Falle wurde das Begrüßungsritual nicht ganz eingehalten. Durch die weit offenstehende Tür erblickten wir im Saxaulgesträuch eine aufspringende Kropfantilope. Sie flog hoch, die dünnen Läufe dicht am Körper, den schmalen Kopf in den Nacken geworfen. Fast unwirklich schön. „Fleisch läuft weg!" Mjagmar schlug sich vor Freude auf die Knie. Die Kamele schnupperten an der von der Sonne erhitzten Plane der Jurte; eine Stute blieb stehen und legte sich mit dem Flunsch einer zutiefst gekränkten, einfältigen Kreatur nieder. Mjagmar fing meinen Blick auf: „Im Frühjahr ist ihr Junges eingegangen. Acht Tage lang war ihr das Maul naß von Tränen." – „Die anderen schauen aber auch nicht gerade fröhlich drein", bemerkte ich mit einem Blick auf die Herde. Mjagmar lächelte: „Gobihirten wissen, weshalb… Einst besaß das Kamel nämlich ein schönes, weit ausladendes Geweih. Eines Tages bat sich der Hirsch dieses vom Kamel für den Abend aus und verschwand mit seinem so geschmückten Haupt in den Bergen. Seit jener Zeit wartet das Kamel immer noch auf diesen Hirsch. Schauen Sie, es hebt gerade den Kopf und schaut mit großen traurigen Augen in die Ferne…" – „Haben Sie sich das eben erst ausgedacht, Mjagmar?" – „Nein, das habe ich schon immer gewußt."

Das süße Gefühl der Weite

Mit dieser Familie werde ich nun durch die Gobi ziehen.

Als ein Sonnenstrahl durch die Gitterwand drang und sich als kleiner Fleck in die Filzwand über meinem Kopf verkroch, schlug ich die Augen auf. Meine Wirtsleute und die Kinder waren bereits auf den Beinen. Ich öffnete die Tür und trat hinaus in die Wüste. Warmes Licht ergoß sich auf die Erde, das süße Gefühl der Weite machte mich fast trunken. Fern flimmerten in der goldig schimmernden Luft Sanddünen, wie eine verlassene Straße leuchtete gelb der Lauf eines alten Trockenbettes, wo aus dem Schotter die Knochen ausgestorbener Tiere herausspießten. In größerer Nähe standen die stacheligen Sträucher des grünen Salpeterkrauts und die vielfarbigen Kugeln der an Löwenzahn erinnernden Bassia. Ein Lüftchen riß eine Bassia von ihrem dünnen Stengel, und eine rosafarbene oder bläuliche Kugel rollte über den Schotter, von nichts aufgehalten, und das verstärkte noch die Illusion, die Wüste sei ohne Grenzen. Mjagmar ließ die im nachtkühlen Sand ruhenden Kamele aufstehen, wickelte um ihre runden Sohlen einen Strick, damit sie im Gebirge nicht ausglitten. Zwischen die Höcker lud er den Hausrat der Familie, an den Flanken der Tiere band er Körbe fest, in denen die drei Kinder befördert wurden. Diese schauten schweigend zu, wie Vater und Mutter die Asche auf dem Lagerplatz auseinanderscharrten.

„Saichan noirsow uu?" (Haben Sie gut geschlafen?) frage ich Mjagmar.

„Saichan, ta saichan noirsow uu?" („Ja, und Sie?) gibt er lächelnd zurück.

Wir tranken Tee, zerlegten die Jurte, verstauten sie auf dem zweirädrigen Karren, banden sie mit Stricken fest und setzten uns in Marsch. Mjagmar schwankte auf seinem gesattelten flinken Kamel hin und her, holte mit lässig hingeworfenen Zurufen ein paar zweihöckrige Ausreißer, die zurückbleiben und seitlich ausscheren wollten, zur Herde zurück. Unsere Fuhre bewegte sich quietschend und knarrend durch das Dersgestrüpp, das so hoch war wie die Räder unseres Karrens. Ich hielt mich mit beiden Händen an dem festen Vorderhöcker meines Kamels fest.

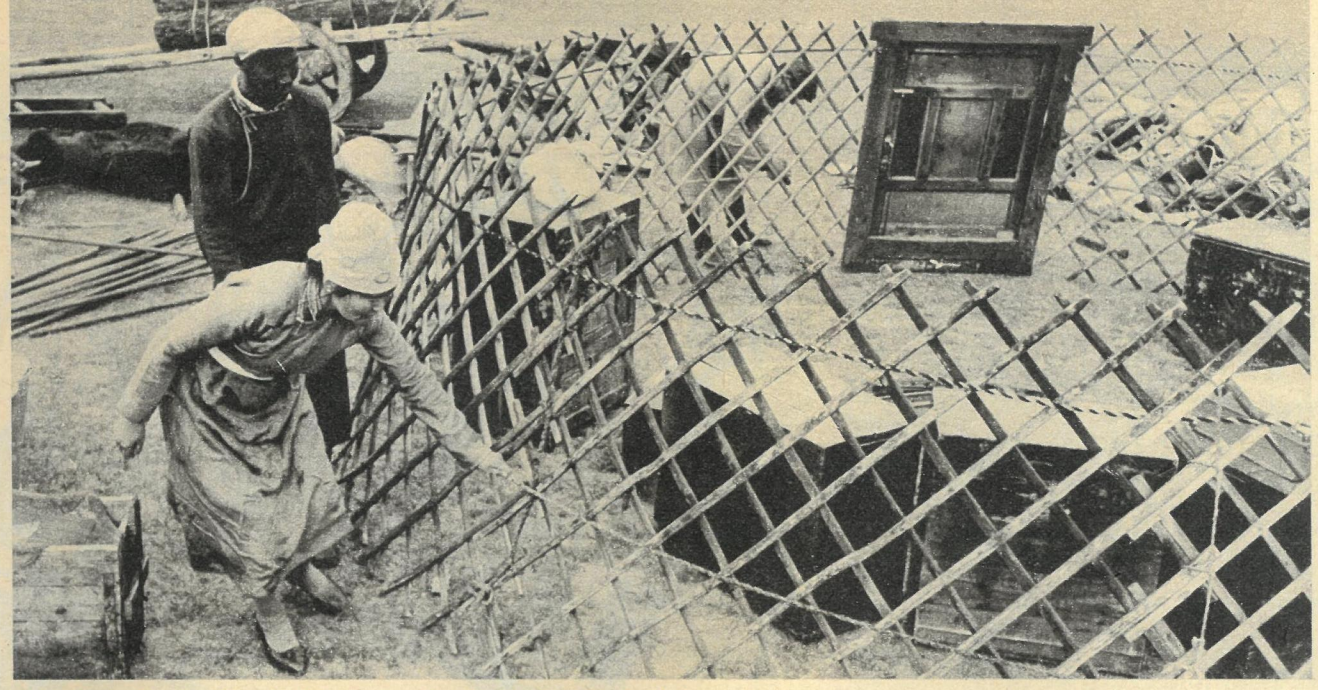
Der Marsch auf diesem Stückchen Hochebene macht mich müde, ich möchte ein wenig dösen, doch ich vertreibe mir den Schlaf durch angestrengtes Blinzeln: Bald kneife ich ganz plötzlich die Augen zusammen, bald wieder öffne ich sie leicht.

Ich schließe die Augen, und schon schlafe ich ein, an den warmen Höcker geklammert… Ich fahre zusammen, öffne die Augen, muß zwinkern, weil mir Sandkörnchen entgegenfliegen. Mjagmar sitzt aufgerichtet im Sattel, als wollte er Truppen inspizieren.

Ich hole meine Karte von der Mongolei, vom Bezirk Umnugowj (Südgobi), hervor, breite sie auf dem weichen Kamelhöcker vor mir wie auf einem Pult aus und versuche mir die Bilder dieser langen Wanderung ins Gedächtnis zurückzurufen. Über dem Gebirge steht kleingedruckt: Nemegt… Auf Schritt und Tritt stößt man dort auf Knochen vorzeitlicher Tiere; man hebt einen Röhrenknochen auf, und was entdeckt man darin? Einen gewachsenen Kristall. Wie viele Jahrhunderte lang mag der Kristall in dem Knochen gewachsen sein?

„Mjagmar, haben Sie jemals Dinosaurierknochen gefunden?" fragte ich.

„Jede Menge… Im vorigen Frühling fand ich einen Knochen, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Ich klopfte den Lehm ab und brachte ihn nach Naran."



Jeder kennt seine Handgriffe, wenn die Jurte aufgebaut wird.

In Naran befindet sich das Lager einer sowjetisch-mongolischen Expedition von Paläontologen.

„Und was war es?“ Ich ritt ganz dicht an Mjagmar heran.

„Es handelte sich um eine bisher unbekannte Art einer Urschildkröte.“

„Weshalb schlagen wir gerade diese Richtung ein und nicht lieber eine andere?“ fragte ich Mjagmar.

„Vielleicht steht dort, wohin wir ziehen, schon eine Jurte.“

„Eben nicht“, entgegnete Mjagmar, langte aus der Brusttasche seine Pfeife hervor und rauchte sie an. „Diesen Weg ist schon mein Vater gezogen, mein Großvater und auch mein Urgroßvater.“

„Der Boden gehört aber doch jetzt allen!“

„Wer durch diese Gegend zieht und auf welchem Weg, das entscheidet das Somonzentrum (Somon = Kreis, d. Red.). Dort ist bekannt, wo ich mich aufhalte.“

„Aber wie kann man denn auf einer Fläche von 500 000 Hektar alle kontrollieren?“

„Jede Wirtschaft hat ihre eigenen Routen.“

Bei uns ist Wüste

„Haben denn immer noch alle Lust, in der Gegend umherzuwandern?“

„Das Zusammenpacken ist schwieriger geworden, der Hausrat in den Jurten wird umfangreicher. Hier und da ist man schon derart bequem geworden, daß man sich nicht in Bewegung setzt, solange der Somon keine Lastwagen zur Verfügung stellt. Was einem zusteht, das muß eben auch da sein!“

„Weshalb warten Sie denn nicht auf die Autos, Mjagmar?“

„Bei uns kann kein Auto fahren. Bei uns ist Wüste…“

Wir gelangten an eine grüne Oase. Im Gras murmelte ein Bächlein, weitausladende Ulmen rauschten, das Wäldchen lockte mit kühlem Schatten, und ich hatte das eigenartige Gefühl, als hätte ich es schon einmal gesehen, obwohl ich genau wußte, daß ich es heute zum erstenmal erblickte. Wir nahmen den Kamelen die Lasten ab, so daß ihre feuchten Rücken trocknen konnten. Mjagmar bedeckte zwei Kamele mit dünnen Schweißdecken aus Filz. Die Kinder, aus den Körben in Freiheit gesetzt, tollten durch das Gras und spielten Haschen. Ojuun band sich ein Tuch um, knotete es auf der Stirn, breitete eine Wachsdecke unter der Ulme aus, stellte jedem Essen hin, schenkte aus einer Thermosflasche Milchtee in Tassen aus, die sie dem Gast und dem Ehemann auf den flach ausgestreckten Händen, den Kindern ohne diese feierliche Geste reichte. Die Kinder nahmen die Tassen mit beiden Händen oder mit der flachen Rechten entgegen, wobei sie mit der Linken den rechten Ellbogen stützten.

Würden heute der Großvater oder der Urgroßvater bei Mjagmar auftauchen, wären sie wohl höchst verwundert über die zu ihrer Zeit noch nicht übliche Ausstattung der Jurte, weit mehr jedoch würde sie die veränderte Umwelt irritieren. Ihr Urenkel denkt heute ökonomisch, er hat begriffen, daß sein Arbeitseifer, die Formen der Entlohnung, der Wohlstand der Familie und die Erfolge der Viehzüchter-Vereinigung voneinander abhängig sind. Er weiß: Bei Schneesturm wird ihm mit Hubschraubern Futter geliefert, er ist nicht auf sich allein gestellt in der fast menschenleeren Wüste, und in für ihn schwierigen Situationen kommen ihm die seßhaften Bewohner der umliegenden Siedlungen zu Hilfe. Mjagmar ist immer sehr gerührt, wenn im Frühjahr von Frauen in Ulan-Bator genähte warme Steppdecken für die neugeborenen Kamele in die Wüste geliefert werden.

„Mjagmar, wieviel Vieh hattest du vor dem Zusammenschluß?“ frage ich.

„Einhundert Kamele, zweihundert Schafe und sechzig Pferde.“

„Und jetzt?“

„Zwanzig Kamele, vierzig Schafe und sieben Pferde.“

„Einiges weniger“, sage ich nachdenklich.

Mjagmar entgegnet: „Ich bekomme im Jahr viertausend Tugrik. In der Vereinigung und in den Läden kann ich Lebensmittel kaufen. Die Haltung von eigenem Vieh ist einfacher geworden: Es gibt Weiden, Futter, Tränken und tierärztliche Betreuung. Fleisch und Milch reichen für die Familie. Früher dagegen war die Herde zwar groß, aber die Kinder hungerten.“

Wenn Mjagmar auf seinem Kamel in das Somonzentrum Gurwantes reitet, von der Höhe seines Sattels auf die „städtischen“ Jurten herabschaut, die eingezäunt und so eingerichtet sind, daß sie nicht von der Stelle bewegt werden, wenn er wie ein Sieger am Laden, am Klub oder an der Schule aus dem Sattel hinunter auf den Schotter springt und Bekannte begrüßt, dann fühlt er sich so recht in seinem Element. Er ist ein geachteter Mann, alle wollen ihm zu Diensten sein, sich mit ihm unterhalten. Er kommt nicht wie ein Provinzler in die Steppenhauptstadt, sondern wie ein Goldsucher von der Arbeit in sein Städtchen – hier ist alles für ihn da. Er geht ins Kino, besucht wohl auch ein Konzert mit auswärtigen Künstlern, zu deren Auftritt auf einer Wiese außerhalb des Somon sich die gesamte Einwohnerschaft eingefunden hat. Er kann sich ein Hotelzimmer nehmen, telefonieren, er kann in das Aimakzentrum (Aimak – Bezirk, d. Red.) oder nach Ulan-Bator fliegen. Ich meine, diese äußeren Dinge seines Daseins beeinflussen auch seine Mentalität. Er gibt sich frei und selbstbewußt.

Von einer Weide zur andern

In der Mongolei wandern in allen Gegenden des Landes 350 000 bis 400 000 Menschen (fast die Hälfte der ländlichen Bevölkerung) mit Jurte und Hausrat auf der Suche nach neuen Weideplätzen durch das Land. Ende der fünfziger Jahre haben sich die Araten (Viehzüchter oder Bauern) freiwillig in Genossenschaften zusammengeschlossen, privatwirtschaftliche Arbeit durch kooperative ersetzt und nach der Sowjetunion der Welt erstmals gezeigt, wie das Nomadenproblem unter den Bedingungen sozialistischen Wirtschaftens gelöst werden kann. Die Mongolen haben sich eine Industrie geschaffen, den Ackerbau erweitert, dafür eine Menge Arbeitskräfte (auch aus der Steppe) gewonnen und führen die Nomaden planmäßig zur Seßhaftigkeit. Doch die Herden ziehen wie früher von einer Weide zur anderen, und sie werden nicht kleiner, die Wege nicht kürzer. Der Maltschin – der Schaf-, Pferde- oder Kamelhirt – gehört zu den angesehensten Bürgern des Landes.

Die Mongolen sind jetzt dazu übergegangen, Mittel zu investieren, um den Araten das Leben zu erleichtern. An deren Sommer- und Winterstandlagern werden Wohnungen gebaut und Brunnen gebohrt, man baut die über die Steppe verstreuten Kulturzentren aus. In den drei Klimazonen des Landes hat man ein Experiment gestartet, das soziale Auswirkungen verspricht: Man erprobt den Einsatz von kleinen mit Benzin betriebenen Stromerzeugern, von Geräten zum Ausmisten, die an Traktoren gehängt werden, man versucht, in Viehzüchterbrigaden zu arbeiten, die über Traktoren, Anhänger, elektrische Scherapparate, Funk usw. verfügen.

Auf unseren Kamelen schaukeln wir über die steinige, mit Agriophyllum und violett blühendem Lauch bestandene Steppe. Die Landschaft ist eben, reizvoll, gerade recht zum Haltmachen, wie mir scheint, doch Mjagmar führt die Karawane weiter. Ich treibe mein Kamel an, reite dicht an ihn heran und frage, weshalb er denn die Jurte nicht hier aufstellen wolle. Mjagmar zeigt auf Lerchensporndickichte, ich entdecke an den Pflanzen kleine Stacheln.

„Hier kann man das Vieh nicht weiden lassen, und salzhaltiger Boden ist noch weit!“ sagt der Hirt.

Vor Sonnenuntergang machten wir nochmals Rast. Wir nahmen den Kamelen die Lasten ab, zündeten ein Feuer an und bereiteten uns ein Nachtlager. Mjagmar, der sich zum Schlafen auf Felle gebettet hatte, meinte, das Standlager sei nahe, es sei aber besser, die Jurte in den Frühstunden aufzustellen.

Am Morgen stieg die Karawane in eine von sanften Hügeln umgebene Senke ab. Ganz in der Nähe schimmerte Salzboden; an solchen Stellen gibt es Brunnen. Wir bauten die Jurte auf. Dazu breiteten wir im Gras die Fußbodensegmente aus, paßten die Teile aneinander, errichteten darauf die Gitterwände, legten danach den Dachkranz auf und verbanden Streben und Stangen mit Roßhaarschnur. Dann warfen wir die Filzdecken darüber, glätteten sie und zurrten sie mit einem Gurt fest. Schon war die Jurte fertig, in der wir mindestens zwei Wochen leben wollten. Von Juni bis August zieht Mjagmar mit seiner Familie zehn-, zwölfmal um.

Aus dem Russischen übersetzt von Wolfgang Gruhn

Im nächsten Heft:
Die Helden beim Naadam-Fest

Foto: Herbert Hensky

Bilder zu Literatur sind nicht immer für Bücher gemacht. Dichters Werk ist nicht nur Vorlage für Illustration, die Kapitel für Kapitel, Strophe für Strophe dem Text folgt. Es kann dem bildenden Künstler Anstoß sein zu eigener Auseinandersetzung mit der Welt und mit sich selbst. Literatur der Sowjetunion hat Künstlern unseres Landes immer wieder Reibungsflächen geboten. Von den vierziger Jahren bis heute reißt die Kette der Bilder zu den

Reibungsflächen

Wassili Schukschin – Joachim John

Klassikern und zu den Jungen sowjetischer Literatur nicht ab. Es begegnen sich zwei Künste, die mit ihren Mitteln Eigenes zu sagen haben. Wo sich ihre besten Vertreter treffen, sind gültige Bilder entstanden, die auch den Betrachter zum Dialog mit Kunst und Literatur herausfordern können. Grafik, die solches vermag, und Texte, die sie anregten, sind in unserer Serie vereint.

Joachim John

geboren 1933 in Tetschen, lebt in Neu-Frauenmark

Zu Wassili Schukschin, Bis zum drittenmal der Hahn kräht. Kaltnadel, 1977

Reproduktion: Berliner Verlag

Er ging und ging, da sah er ein Lichtlein glänzen. Wie er näher kam, stand da ein Häuschen auf Hühnerbeinchen, und ringsherum waren Ziegel gehäuft, Schieferplatten, Bauholz.

„Is da wer"? rief Iwan.

Da kam die Hexe Baba-Jaga auf die Vortreppe. Als sie Iwan gewahrte, fragte sie: „Wer bist du? Und wohin willst du?"

„Ich bin der dumme Iwan und will zum Weisen, eine Bescheinigung holen", antwortete Iwan. „Bloß wo ich ihn finden soll, weiß ich nicht."

„Wozu brauchst du sie denn, die Bescheinigung?"

„Weiß ich auch nicht. Sie haben mich losgeschickt."

„Aha", sagte Baba-Jaga. „Nun, komm rein, komm rein … Ruh dich aus von der Wanderung. Du hast doch gewiß Hunger?"

„Da sag ich nicht nein …"

„Komm rein."

Iwan trat in das Häuschen.

Es war ein ganz gewöhnliches Häuschen, nichts Besonderes. Ein großer Ofen, ein Tisch, zwei Betten …

„Wer wohnt hier noch bei dir?" fragte Iwan.

„Meine Tochter", sagte Baba-Jaga. „Iwan, was für ein Dummkopf bist du, so richtig ganz und gar?"

„Wie das?" Iwan hatte nicht verstanden.

„Nun, bist du ein Dummkopf rundherum, oder hat dich einer bloß im Eifer so genannt? Manchmal packt einen der Ärger, da ruft man: Ach, du Dummkopf! Bei mir kommt's auch vor, daß ich meine Tochter anschrei: Uch, dumme Gans! Dabei ist sie gar nicht dumm, gescheit ist sie. Vielleicht auch bei dir: Die Leute haben sich dran gewöhnt, daß du ein Dummkopf bist, dabei bist du gar keiner, sondern bloß … arglos. Na?"

„Ich begreif nicht, wo du hinwillst."

„Ich seh's doch deinen Augen an: Du bist gar kein Dummkopf, bist bloß arglos. Kaum hatte ich dich gesehen, da dachte ich gleich: Oh, ein begabter Bursche! Dir steht die Begabung auf der Stirn geschrieben. Weißt du wenigstens selbst von deinen Begabungen? Oder glaubst du fest daran, daß du ein Dummkopf bist?"

„Gar nichts glaub ich", sagte Iwan ärgerlich. „Wie kann ich von mir selber glauben, daß ich ein Dummkopf bin?"

„Hab ich dir's nicht gesagt? Diese Menschen, was? Hast du dich jemals mit Bauen beschäftigt?"

„Aber sicher! Mit dem Vater und den Brüdern hab ich Blockhäuser zusammengehauen. Wieso?"

„Weißt du, ich will mir ein Bungalowchen bauen. Das Material ist schon angefahren, ist bloß keiner da, der's baut. Willst du das nicht übernehmen?"

„Ich muß doch die Bescheinigung holen."

„Wozu denn?" rief Baba-Jaga. „Du baust mir das Haus, man wird's sehn, zu mir kommen mancherlei Gäste, die sehn's und fragen gleich: Wer hat das gebaut? Und sie hören – Iwan hat's gebaut. Merkst du was? Dein Ruf wird sich im ganzen Wald verbreiten."

„Und die Bescheinigung?" fragte Iwan wieder. „Ohne Bescheinigung lassen sie mich nicht zurück."

„Na und?"

„Na und? Wo soll ich dann hin?"

„Heizer wirst du bei mir im Haus. Wenn du's baust, planst du für dich gleich ein Zimmerchen im Keller. Da hast du's warm und ruhig und kannst dir's wohl sein lassen. Wenn sich oben die Gäste langweilen – wohin? – runter zu Iwan: Geschichten hören. Dann flunkerst du ihnen reichlich was vor. Erzählst so deine Erlebnisse. Ich werd für dich sorgen. Iwanuschka werd ich dich nennen …"

„Alte Vettel", sagte Iwan. „Sieh mal an, auch ein Köder! Iwanuschka will sie mich nennen! Und ich mach für dich den Buckel krumm? Soll ich dich ins Armloch treten, Omama?"

„Aha", rief die Baba-Jaga drohend, „jetzt weiß ich, was du für einer bist: Simulant, Gauner … Type. Weißt du, was wir mit solchen machen? Die braten wir. Hallo, seid ihr da?" Baba-Jaga klatschte dreimal in die Hände. „Wache! Nehmt diesen Dummkopf fest und fesselt ihn, wir werden ihn ein bißchen rösten."

Die Wächter, vier mächtige Hirten, packten Iwan, banden ihn und legten ihn auf die Bank.

„Zum letztenmal frag ich dich", Baba-Jaga versuchte es noch einmal, „baust du mir den Bungalow?"

Aus: Wassili Schukschin, Bis zum drittenmal der Hahn kräht

Deutsch von Thomas Reschke

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über achtunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Christoph Schroth

Tradition in der fünften Generation, er entstammt einer vielverzweigten Schauspielerfamilie, Urgroßvater, Großvater, Onkel… Seine Mutter, Lotte Meyer, steht in Dresden auf der Bühne, der Bruder Peter ist Regisseur in Berlin. Bloß ihn, sagt Christoph Schroth, interessierte Theater mal überhaupt nicht. Was verwundert, denn indessen reicht sein Ruf als Regisseur längst über die Grenzen unseres Landes. Vor zwei Jahren hat er auch an der Wiener „Burg" aufregendes Theater zu machen verstanden mit seiner Inszenierung von Brechts „Mutter Courage und ihre Kinder". Unterstützt von seinen bewährten „Schwerinern", dem Bühnenbildner Lothar Scharsich und Bärbel Jaksch als Dramaturgin, wie er betont. Schroth schätzt freundliches, kollegiales Miteinander, den fruchtbaren Streit.

Wir sitzen in der Kantine des Berliner Ensembles (er kommt von einer vierstündigen Vormittagsprobe, pünktlich und ein bißchen abgespannt), wo der Kaffee schwach ist, aber weniger hilflos als üblich und die Selters noch immer gratis ausgeschenkt wird. Mehr kriegt hier keiner geschenkt, am allerwenigsten Erfolg. Auch er nicht. Ein Erfolg wie die Inszenierung von Schatrows „Blaue Pferde auf rotem Gras", seit 1980 auf dem BE-Spielplan und ausverkauft, freut ihn, den Regisseur. Bestätigt seine Ansicht, daß Theater, wenn es die Mühen, Konflikte, Schwierigkeiten und Schönheiten unserer sozialistischen Entwicklung in interessanten Fabeln erzählt, mit seinem Publikum zu einer produktiven Sicht auf die Wirklichkeit kommt, in eine Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Prozessen, zu einem Entdekken neuer rationaler und emotionaler Bezirke. „Lenin ist für mich eine Maßstabfigur, als Politiker, als Theoretiker, als Humanist." Ein Grund, wenn er sich jetzt, wieder als Gast, am Berliner Ensemble Volker Brauns Stück „Lenins Tod" zugewandt hat, welches 1971 geschrieben wurde. Wie häufig bei des Autors Texten – gibt es manche Schwierigkeit, eben diesen Text theatralisch so in Szene zu setzen, daß den Zuschauern die komplizierten geschichtlichen Vorgänge klar und auch auf sinnliche Weise erfaßbar werden. Man spürt, Schroth arbeitet besessen – mein erster Eindruck von Kühle und Distanz verfliegt – auch alle seine Schauspieler, sagt er, seien politisch sehr engagiert bei der Sache. Doch solange die noch auf der Probebühne stattfindet, läßt er keinen von der Zeitung zusehen.

Dabei hat er einmal Journalist werden wollen, das Fach von 1955 bis 1959 an der Leipziger Karl-Marx-Universität mit heißem Bemühen studiert. Damals befanden die Professoren, ihm mangele es an der Reife, so wurde er in die Produktion delegiert… Doch kein Blick zurück im Zorn, „was wären wir ohne Draufsicht und Abstand zu uns selbst!" Ein Jahr lang arbeitet er als Hilfsschlosser und sitzt allabendlich als Ausgleich im Schauspielhaus und entdeckt – Schroths „Entdeckungen" werden noch berühmt – sein Interesse an Theater, genauer gesagt für die Regie.

Intendant Karl Kayser, bei dem er sich um eine Assistentenstelle bewirbt, läßt den jungen Mann abblitzen. Der heute Einundfünfzigjährige erinnert sich schmunzelnd. Was man so Werdegang nennt, bei ihm verlief der dann recht unkonventionell, mit einem Quentchen Glück.

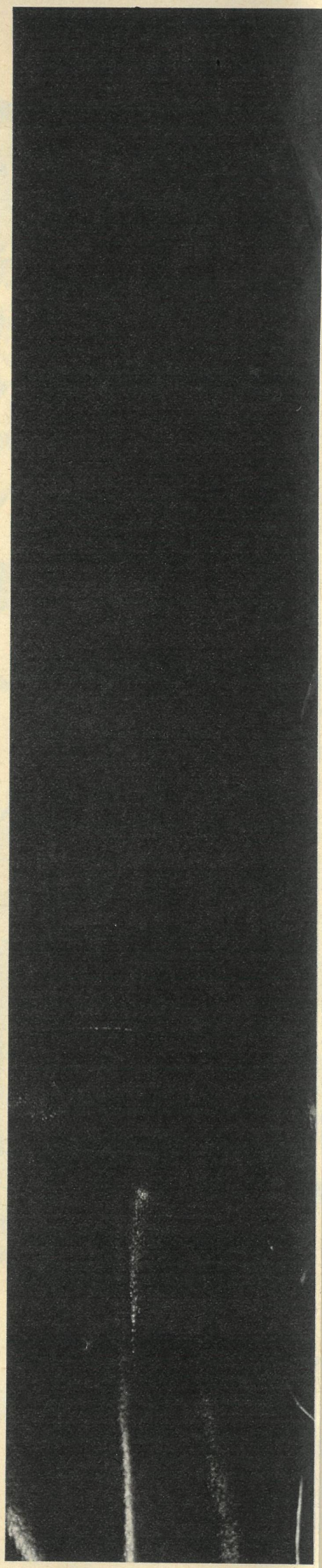
Maxim Vallentin holt Schroth zunächst als Pressedramaturg an sein Berliner Maxim Gorki Theater. Er wird da dessen Regieassistent, auch der von Horst Schönemann, und später, an der Volksbühne, arbeitet er mit Benno Besson, der seinerseits ein Schüler von Brecht gewesen ist. Neben der Praxis studiert Schroth Theaterwissenschaft und Philosophie, in erster eigener Regie zeigt er Martin Walsers „Der Abstecher". Aber recht wohl fühlt er sich nicht in Berlin, „einfach noch nicht gut genug." Also geht er nach Halle, wo Theaterleute wie Schönemann und Gerhard Wolfram wirken, die sich vor allem sozialistischer Gegenwartsdramatik widmen. Fünf Jahre in Halle, bekennt Schroth, haben ihn richtig scharf gemacht auf das Gegenwartsstück – mit ihm aufgreifen, was in den Köpfen, im Leben der Menschen vor sich geht, das muß Theater.

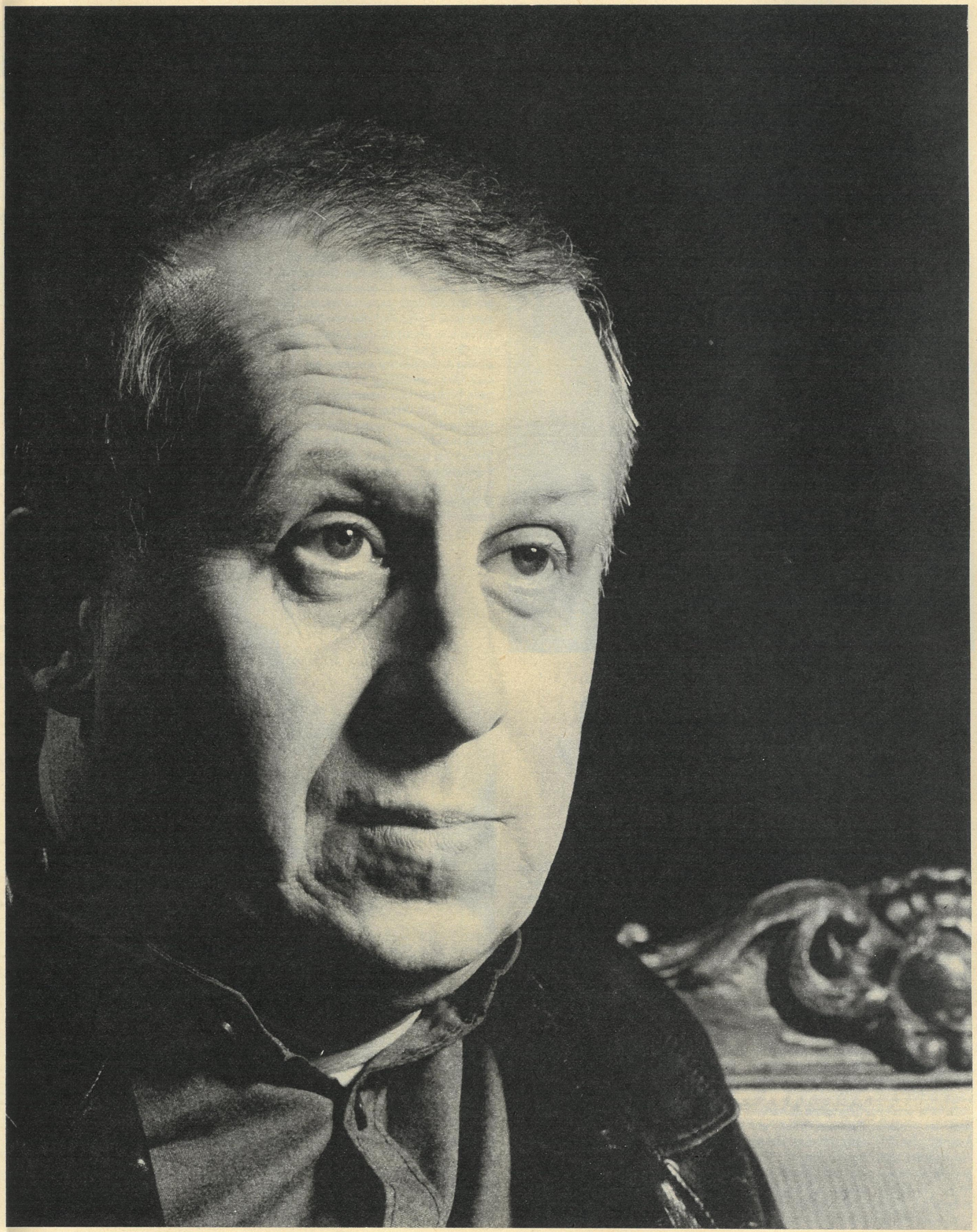
Er bekommt ein Theater, in der Provinz, dessen Profil neu zu prägen ihn mächtig reizt. Seit 1974 ist Schroth Regisseur und Schauspieldirektor des Mecklenburgischen Staatstheaters Schwerin. Zeitweise sitzt er auch im Sessel des Generalintendanten, von dem er sich aber schnell und leicht trennt zugunsten seines Ziels: komödiantisches, unterhaltendes politisches Volkstheater zu machen. Schroth geht's energisch, ehrgeizig, sensibel, nur selten hemdsärmelig an, formt aus ganz jungen und sehr erfahrenen Schauspielern ein hochleistungsfähiges Ensemble, dessen vitale Ausstrahlung gepaart mit Professionalität bald nicht nur das heimische, anfangs skeptische Publikum anzieht.

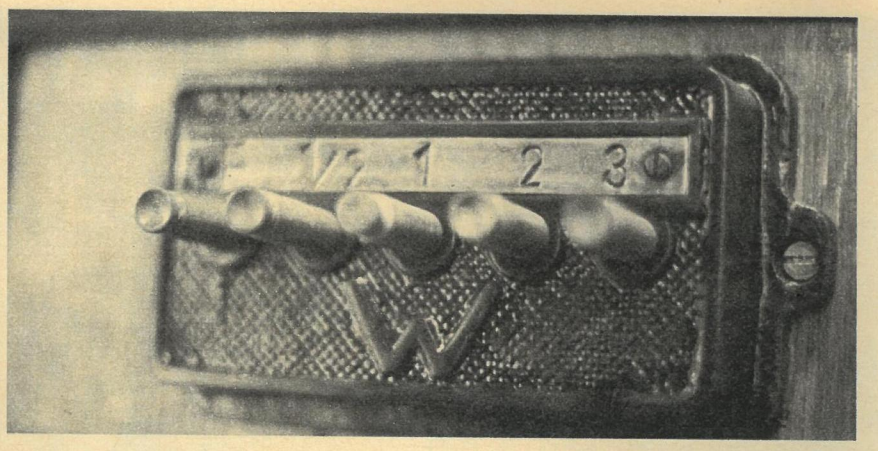
„Natürlich haben wir seinerzeit auch Fehler gemacht, nach den ersten anderthalb Jahren wollte man mich deswegen feuern!" Schroths Inszenierung von „Franziska Linkerhand" wird sein erster spektakulärer Erfolg. Andere folgen. Seine ungewöhnliche Lesart des „Faust" I und II spielt man seit 1979 vor immer ausverkauftem Haus. 1975 beginnt er die „Entdekkungen" – Gegenwart, Antike, Brecht – es sind totale Theaterfeste mit Vor-, Haupt- und Nachtprogramm, die Tausende nach Schwerin locken. Die siebente Folge solcher „Entdeckungen" hat 1988 Premiere, neue Stücke von DDR-Autoren, die – nun schon Generationen nach Brecht – heutige Probleme unserer Welt auf die Bühne bringen, Autoren, die versuchen, in der Darstellung neue Wege zu gehen, sagt Schroth. Und er selbst hat Heiner Müllers Wolokolamsker Chaussee III und IV, genannt „Das Duell" und „Kentauren", in überraschenden, ungewohnten, phantasievollen Bildern inszeniert, unter die Haut gehend.

Ein Höhepunkt des langen Entdekker-Abends: Wenn Schroth, seinem pfiffigen Einfall folgend, Schauspieler, die über fünfzig sind, die FDJ-Lieder der fünfziger Jahre singen läßt. Erinnerungen voller leiser Zwischentöne, heiter, ironisch, berührend, amüsierlich – sieh mal an, was aus uns so geworden ist! Schwere Zeiten, schöne Zeiten, trotzdem wird Schroth Schwerin verlassen, „es gibt den Punkt, wo man eine Arbeit beenden muß", meint er. Neugierig auf Entdeckungen bleibt er.

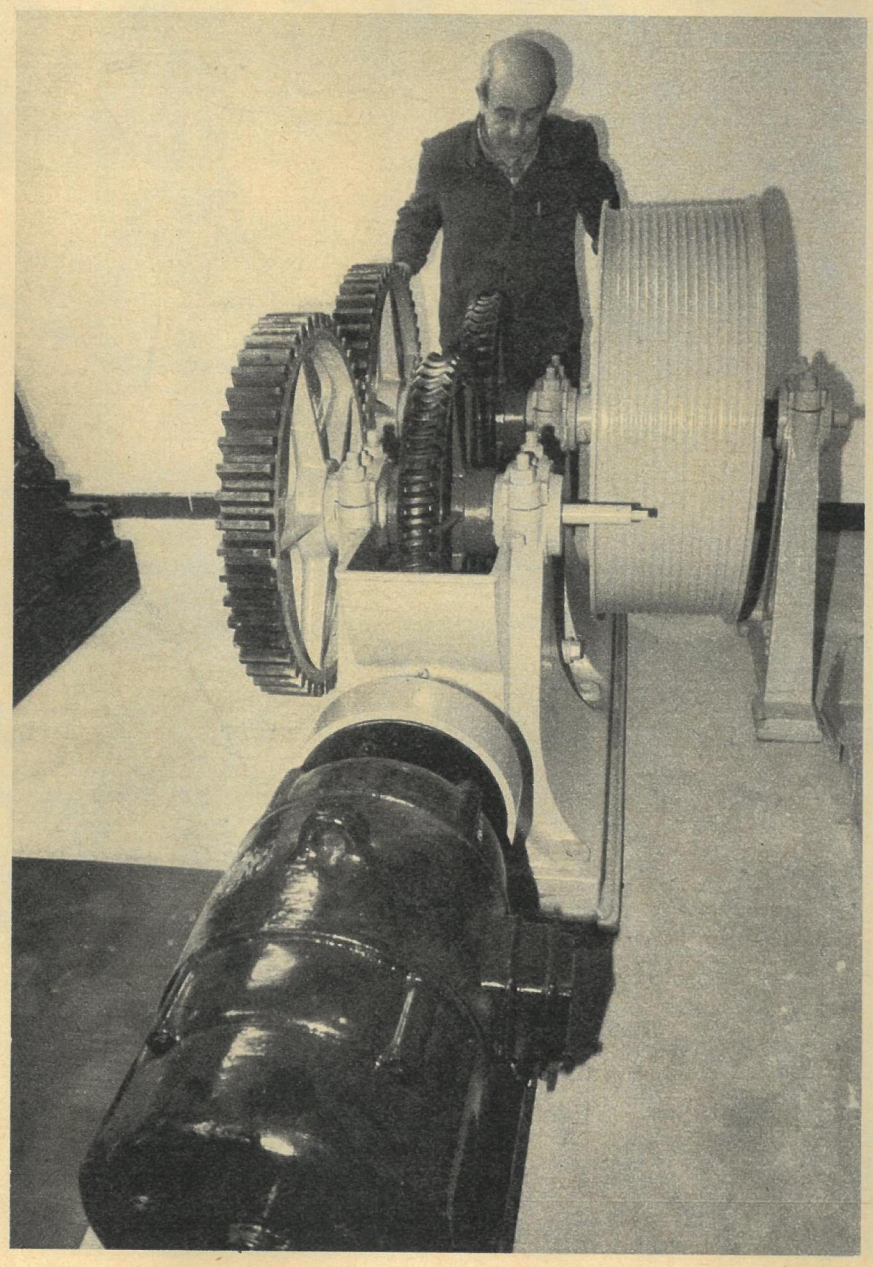
Ursula Weil (Text)
Detlev Steinberg (Foto)







Nicht immer werden technische Erfindungen im alltäglichen Gebrauch als so segensreich empfunden, wie sie ursprünglich gedacht waren. Unsere lose Folge technischer Denkmäler soll anregen, den Dingen auf den Grund zu gehen, und auch bei denen Anteilnahme wecken, die man nicht unbedingt zu den Liebhabern technischen Innenlebens zählen kann. Die Ungarische Elektrotechnische Vereinigung und der Hauptstädtische Fahrstuhlreparaturbetrieb laden nach vorheriger Anmeldung in die Mohács utca 16/c. ein, um sich dem Werdegang eines hilfreichen Alltagsverkehrsmittels vorsichtig zu nähern.



Erhebe sich, wer kann

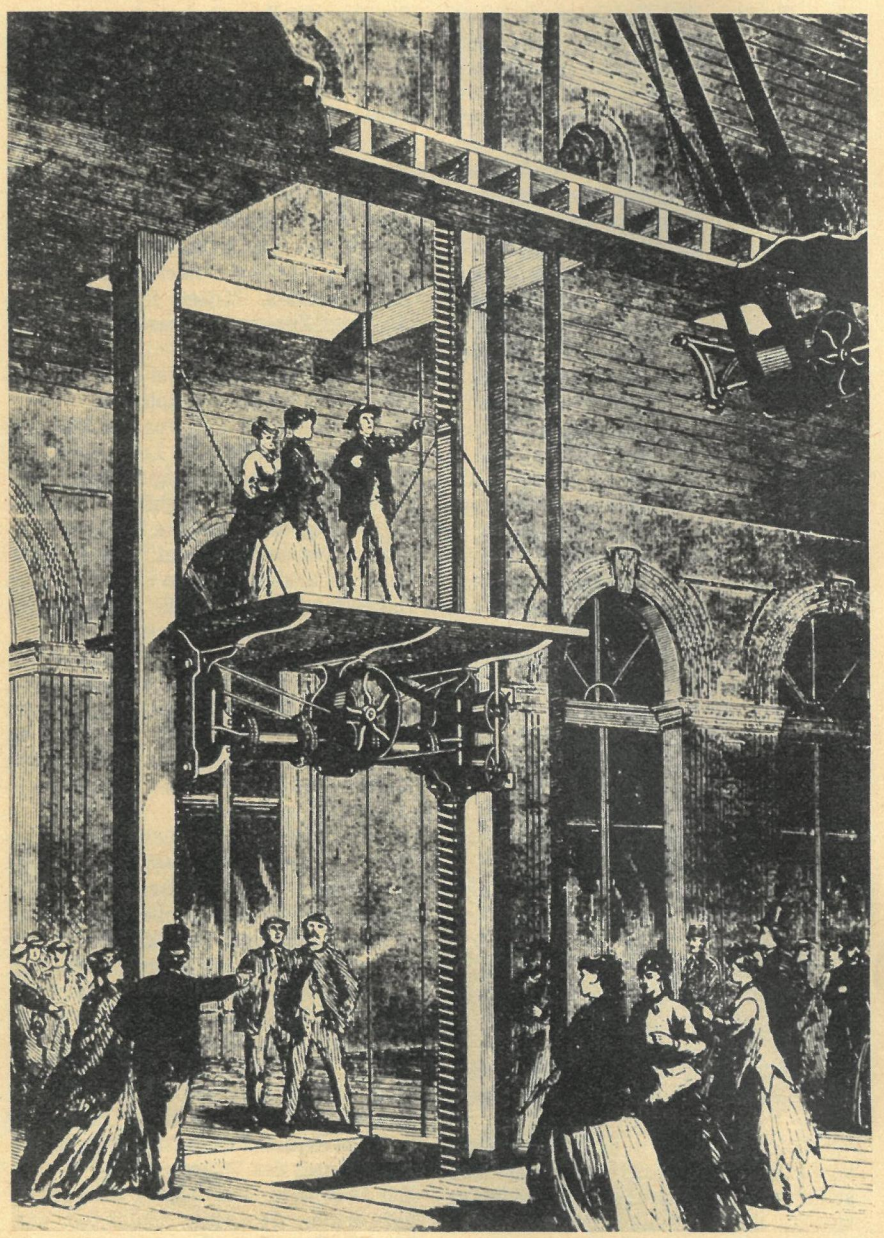
Es begann mit dieser leichten Gereiztheit morgens und abends, die ich anfangs auf die unbestreitbare Tatsache schob, daß ich als Spätschlaftyp permanent von den herrschenden Frühschlaftypen unterdrückt werde. Dann mußte ich allerdings mit tiefem Entsetzen die heimliche Neigung bemerken, mich einer Bewegung anzuschließen, die unter allerlei Vorwand in täglichem Treppensteigen gipfelt (was das besonders schwerwiegende frühe Erscheinen in der Foyerausgangsposition unseres Verlagshochhauses voraussetzt). Es gilt, sich der erdrückenden Beweislast zu stellen: Sie hat mich erwischt: die Fahrstuhlphobie, diese zwanghaft auftretende Furcht. Dabei ist es Jahre her, daß ich 90 Minuten in solch einem Sechspersonengefäß im Schacht steckte. Auch die tausend Stunden Wartezeit, die ich abgerundet in diesem Hause während vieler Jahre verleben durfte, hatte ich spielend weggesteckt. Im Gegenteil – sie waren immer willkommene Gelegenheit, geistreiche interredaktionelle Plauderei zu üben. Besonders wenn die Kollegen unseres Humorfachorgans zusteigen, kann man nur lernen.

Therapie? Schön wär's! Seit der Arzt meines Vertrauens in so ein neues Hochhaus gezogen ist, empfiehlt er, morgens abgehetzt und mit Schweißperlen auf der Stirn – Treppensteigen. Die besten Tips bekommt man doch immer wieder von erfahrenen Patienten. Neulich tauchte unser verbissenster Treppensteiger milde lächelnd am Fahrstuhl auf, als ich gerade einige dieser überflüssigen Worte über das Fahrstuhlunwesen den Umstehenden aufdrängen wollte. Er betrat

völlig gelassen den Innenraum und begann sofort mit unserem Tourismusexperten eine gepflegte Konversation über Wanderungen abseits der ausgetretenen Budapester Touristenpfade, als hätten nicht gerade die Türen beim Schließen bedrohlich gerumpelt. Das vielstimmige Juchzen beim Durchsacken gleich nach dem Anfahren beeinträchtigte sein sonniges Geplauder nicht im geringsten. Selbst, daß der Fahrstuhl auf dem Weg in den 16. Stock fast in jeder Etage hielt und er dreimal aussteigen mußte, um die Kollegen der hinteren Plätze auf dem Weg in die Kantinen vorbeihasten zu lassen, schien ihn nicht zu berühren. Kurz vor dem Aussteigen fiel sein Blick zufällig auf mein verkniffenes Gesicht. Er lächelte wissend und verschwand. Das war denn doch zuviel! Den ganzen Tag mußte ich hinter ihm herrennen, bis ich ihn mit einem Selbstgebrühten bestechen konnte, mir umgehend das Geheimnis seiner sagenhaften Genesung anzuvertrauen. Und wir setzten die Unterhaltung genau an der Stelle fort, wo sie im Fahrstuhl geendet hatte – im Budapester Stadtbezirk Nr. 13.

Unser Kollege hatte sich eingedenk seiner schweren Phobie sämtliche Berge Budapests tapfer erlaufen und in keinem Kaufhaus einen Fahrstuhl betreten. Das Wandeln durch sämtliche Etagen hatte unweigerlich vorzeitigen akuten Forintmangel zur Folge, und er begab sich, der Not gehorchend, abseits der Touristenpfade. Völlig erschöpft und auf der Suche nach einem preiswerten Plätzchen zum Verweilen, trat er in ein Haus und setzte sich in eine etwas dunklere Ecke auf ein kleines gepolstertes Bänkchen. Das angenehm milde Licht von der Decke schuf eine warme anheimelnde Atmosphäre. Behutsam strich er über die schönen Intarsien an der Wand und erfreute sich an dem Blick durch die kunstvollen Jugendstilfenster. Sein dankbares Gefühl tiefsten Friedens wurde jäh unterbrochen von einem freundlichen Herrn, der ihn liebenswürdig aber bestimmt aufforderte, sich von dem Museumsstück zu erheben; es gäbe ja noch allerhand zu besichtigen – aber zu benutzen wär's bitteschön denn doch nicht mehr. Seufzend wollte er gerade der Aufforderung nachkommen, als ihn plötzlich die heiße Erkenntnis durchzuckte: Der Ort des Friedens war ein Fahrstuhl. Die Delikatesse zwang ihn, der freundlichen Einladung des Herrn nachzukommen und genauer Umschau zu halten. Und so machte er anfangs beklommen, aber dann mit wachsender Sympathie Bekanntschaft mit der Fachsammlung der Geschichte des Aufzugsbaus (unser neuestes zweibändiges Lexikon unter Fahrstuhl: fälschlich für Aufzug). Er erfuhr, daß schon der Urmensch ein positives Verhältnis zu mechanischen Gesetzen hatte, indem er seine Beute mittels Lianen in vertikale Sicherheit brachte. Und es gab doch einen Fahrstuhl! – Zumindest für den, der sich ein Schloß mit speziellen Türmchen leistete! Auf den konnte man sich setzen und von Dienstboten in selbige Türmchen hieven lassen, um dort ungestört intriganten oder amourösen Intimitäten nachzugehen. Die hinreißenden Ausstellungsstücke mit der mattglänzenden Messingtastatur heißen Druckknopffahrstühle und der Erfinder der wirklich segensreichen Fangvorrichtung Elisha Otis. Der seither für Sicherheit bürgende Name flößte mir dann auch sofort Vertrauen ein, als ich ihm in einem neuartigen, durch Spiegel geräumigen Fahrstuhl (besser Lift) begegnete, der mir mit freundlicher Stimme verriet, in welche Richtung ich fahre und wo ich mich bei Halt gerade befinde. – „Selbst Antriebsaggregate machen einen grundsoliden Eindruck, wenn man sie aus der Nähe besichtigen kann", mein Kollege war arg ins Schwärmen geraten. Als er langsam wieder zu sich kam und meinen unsicheren, zweifelnden Blick gewahrte, sah er mich fest an und verkündete feierlich: „Ich wette um eine dreifache Paternosterrundumfahrt, daß du nach einem Besuch in der Mohács utca vollständig geheilt und mit grenzenloser Gelassenheit unser schönes Verlagsgebäude betrittst."

Tatjana Trögel (Text)
MTI (Bild)



Die interessantesten Museumsstücke stammen aus der Maschinenfabrik Antal Haverland, der ersten ungarischen Firma, die Aufzüge baute. Besondere Attraktion: Die Druckknopffahrstühle aus den 20er Jahren (links oben) und der mit Spiegeln versehene Aufzug aus der Bécsi utca (links). Im 19. Jahrhundert war ein einfacher Lastenaufzug bereits eine Sehenswürdigkeit (oben). Für den Einsatz im Parlamentsgebäude baute die Wiener Firma Anton Freissler 1906 ein Tandemgetriebe mit äußerer Zahnradverbindung in einer Ausführung mit Trommel (links unten) – ein Stück für Kenner.

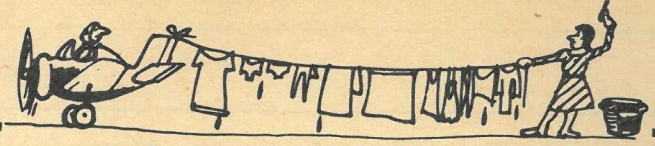
Kein Wunder, daß Goldlotos als bevorzugte Favoritin allmählich herrisch und launisch wurde. Von Natur mißtrauisch, konnte sie bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr finden, jederzeit war ihr Argwohn wach und bereit, hinter Zäunen und Wänden zu spähen und zu lauschen. Eines Tages, aus irgendeinem geringfügigen Anlaß übel gelaunt, hatte sie die Zofe Tschun Meh ausgescholten.
Die kleine Tschun Meh wiederum war etwas hitzig veranlagt und durchaus nicht geeignet, alles geduldig einzustekken. Sie rannte also aus dem Pavillon weg in die Küche, um dort ihren Ärger über die ihr zuteil gewordene Zurechtweisung ungestört auszutoben. Wütend trommelte sie mit ihren kleine Fäusten auf Tische und Bänke. Ihr Gebaren veranlaßte Frau Sun Hsüe O, die wie gewöhnlich in der Küche wirtschaftete, zu einer Bemerkung, die scherzhaft klingen sollte: „Komisches Ding, du könntest deine hysterischen Anwandlungen wirklich woanders austoben!"
Lenzpflaume, ohnehin schon verdrießlich gestimmt, fuhr gereizt in die Höhe. „Ich verbitte mir die unverschämten Bemerkungen!" zischte sie. Frau Sun war verständig genug, ihre Antwort zu überhören.
Die Kleine lief zu ihrer Herrin, die in den vorderen Räumen weilte, und packte erbost gegen Sun Hsüe O aus, wobei sie den kleinen Zwischenfall durch eigene Zutaten gröblich aufbauschte.
„Denkt Euch, Herrin, sie hat gesagt, Ihr selber hättet mich Herrn Hsi Men zugeschoben, um Euch seine Gunst zu erhalten."
Ihre Darstellung verursachte natürlich Frau Goldlotos kein geringes Unbehagen. –
Goldlotos fühlte sich müde und abgespannt. So legte sie sich noch eine Weile schlafen. Dann erhob sie sich und begab sich zu ihrem Pavillon zurück. Unterwegs traf sie mit Mong Yü Loh zusammen.
Beide setzten sich zusammen nieder und vertrieben sich eine Weile die Zeit mit Nadelarbeit. Dann beschlossen sie, eine Partie Schach zu spielen. Sie hatten eben zu spielen begonnen, da trat Hsi Men ins Zimmer. Wohlgefällig musterte er die beiden nur leicht, aber wie immer sorgfältig gekleideten Frauen.
„Schick und raffiniert wie zwei teure Kokotten, nicht unter hundert Silberunzen zu haben!" konnte er nicht umhin, scherzend zu bemerken. „Bitte sehr, Kokotten! Die gibt's vielleicht anderswo in deinem Haus, aber nicht hier!" widersprach gereizt Goldlotos.
Was habt ihr hier getrieben, während ich abwesend war?"
„Jedenfalls nichts Unrechtes. Wir haben Schach gespielt", erwiderte Goldlotos, während sie ihm beim Ablegen der Sachen behilflich war. Er ließ sich nieder.
„Gut, jetzt werde ich mit jeder von euch eine Partie spielen. Wer verliert, muß eine Unze für ein Festessen stiften."
Er spielte zunächst eine Partie mit Goldlotos. Goldlotos verlor. Gerade wollte er die Figuren neu ordnen, um die nächste Partie mit Mong Yü Loh zu spielen, da stand Goldlotos geschwind auf, stieß das Schachbrett um, so daß die Figuren durcheinanderpurzelten, und sofort wirbelte sie in den Park hinein. Hsi Men hinter ihr her. Schließlich entdeckte er sie unter blütenduftendem Gezweig geborgen, an einen Felsen gelehnt, am Rande des Wasserrosenteichs.
„Also hier hat er sich versteckt, mein kleiner glattmäuliger Liebling!" rief er noch ganz außer Atem.
Sie blinzelte ihn schelmisch an.
„Bösewicht, mir so zuzusetzen, weil ich verloren habe! Bei der andern würdest du dir das nicht getrauen!". Und ihre kleine Faust öffnend, überschüttete sie ihn mutwillig mit einer Handvoll Blüten. Hsi Men schlüpfte nun vollends unter die Zweige, nahm sie verliebt in seine Arme und legte sie sanft auf das Felsgesims. Wieder hatte sie es verstanden, sein Verlangen nach ihrem Körper zu entzünden. Mitten im brünstigen Spiel der Zungen überraschte sie Mong Yü Loh.
„Auf zu Mondfrau! Sie ist eben heimgekommen", rief sie Goldlotos zu.
Goldlotos machte sich von Hsi Men frei und eilte mit Mong Yü Loh davon, um Mondfrau pflichtschuldig zu begrüßen.
„Ihr seid ja recht vergnügt?" forschte die würdige und gesetzte Mondfrau.
„Ja, Schwester Fünf hat beim Schachspiel mit unserem hohen Gebieter einen Silberling verloren, dafür gibt's morgen etwas Feines für uns zu essen."
Goldlotos empfahl sich bald darauf, um Hsi Men im Pavillon weiter Gesellschaft zu leisten. Fürsorglich ließ sie ihm ein heißes Bad herrichten, und als es Abend wurde, vergnügten sich beide wieder einmal wie die munteren Fischlein im Wasser. –
Werte Leser, es muß hier eine Bemerkung eingeschaltet werden: Wenn Mondfrau unter den fünf Frauen Hsi Mens auch die erste Stelle einnahm, so war sie doch durch Kränklichkeit meist an der Ausübung der Pflichten, die sich aus ihrem Rang ergaben, behindert. Alle Repräsentation bei Besuchen besorgte an ihrer Stelle in der Regel Li Kiao'rl, die zweite Gattin. Sie führte auch die Wirtschaftskasse. Sun Hsüe O wiederum, die Vierte, hatte die Küche und das Personal unter sich. Soviel zum Verständnis des Folgenden. –
Hsi Men hatte also wieder eine Nacht bei seiner Favoritin Goldlotos verbracht. Generös gelaunt, wie er war, versprach er ihr, am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück, den Tempelmarkt aufzusuchen und ihr einen Perlenschmuck zu kaufen. Als er nun Tschun Meh auftrug, das Frühstück aus der Küche zu holen – er bestellte sich extra Lotoskernpastete und Silberkarpfensuppe –, da weigerte sich auf einmal die Kleine. Sie wollte durchaus nicht den Gang zur Küche antreten. Goldlotos, die den Grund ihrer Weigerung kannte, bemerkte erklärend:
„Es gibt ja jemand, der behauptet, ich hätte die Kleine animiert, sich von dir gebrauchen zu lassen, woraus man ersehen könnte, daß meine Liebe zu dir gemeine Heuchelei sei, ein Jemand, der mich treffen will, indem er andere schmäht. Schicke die Kleine lieber nicht in die Küche, schicke an ihrer Stelle meinetwegen Herbstaster."
„Wer ist die Person?"
„Die Frage ist überflüssig. Sämtliche Kochtöpfe sind Zeugen."
Hsi Men schickte also Herbstaster in die Küche. Eine lange Weile verstrich, lang genug, um inzwischen zweimal zu frühstücken. Herbstaster kam nicht zurück. Hsi Men war bereits ungeduldig in die Höhe gefahren, da entschloß sich Goldlotos, doch Lenzpflaume zu schicken.
Widerwillig gehorchte Lenzpflaume. Sie fand Herbstaster noch in der Küche herumstehen und warten.
„Unartiges Ding!" schalt sie. „Die Füße wird dir unsere Herrin abhacken! Warum kommst du denn gar nicht wieder? Herr Hsi Men ist schon vor Ungeduld in die Höhe gefahren."
Sie wollte noch weitersprechen, da wurde sie von Sun Hsüe O zornig unterbrochen.
„Alberne Dirne! Der Kessel ist doch aus Eisen; denkst du, die Suppe drin wird so rasch heiß? Die Pasteten sind auch noch nicht gar."
„Unverschämte!" brauste Tschun Meh auf. „Glaubst du, ich wäre zum Vergnügen hergekommen? Herr Hsi Men wird böse werden, wenn ich's ihm erzähle."
Sie faßte Herbstaster beim Ohr und zerrte sie mit sich hinaus. „Eher habe ich Grund, mich über dich zu beschweren, freches Ding!" rief ihr die andere erbost nach.
„Ob du dich beschwerst oder nicht beschwerst, das soll mir einerlei sein!" gab Tschun Meh zurück. „Aber es wird dir nicht gelingen, hier im Hause Zwietracht zu stiften."
Und wütend stürmte sie davon. Ganz gelb vor Ärger trat sie mit Herbstaster vor ihre Herrin.
„Was ist denn los?" fragte Goldlotos.
„Fragt die Kleine hier! Als ich in die Küche komme, steht sie noch herum und muß zusehen, wie die andere die Arbeit an dem bißchen Frühstück nudelmäßig in die Länge zieht. Kaum habe ich ein Wort zu der Kleinen gesagt, daß es unserem Herrn eilig sei mit dem Früstück, da poltert diese Elende los, schimpft mich in einem fort ‚Sklavendirne', erlaubt sich Ausfälle und Anzüglichkeiten gegen unseren Herrn."
„Habe ich's nicht gesagt?" bemerkte Goldlotos zu Hsi Men. „Man durfte Lenzpflaume überhaupt nicht erst zu ihr hinschicken. Mit jedem Menschen fängt diese Person Streit an. Mir und Lenzpflaume gibt sie zu verstehen, daß wir dich angeblich für uns mit Beschlag belegt haben und gar nicht mehr aus unserem Schlafzimmer herauslassen."
Ihre Worte erreichten die gewollte Wirkung. Zornig stürzte Hsi Men in die Küche und versetzte Sun Hsüe O mehrere Fußtritte.
„Gemeiner, boshafter Knochen du!" schrie er sie an. „Was fällt dir ein, die Kleine, die das Frühstück für mich holen sollte, zu beschimpfen und ‚Sklavendirne' zu titulieren? Spiegele dich gefälligst selber in deiner Pfütze!"
Kaum wandte er den Rücken, da packte die Geschmähte der gleichfalls in der Küche hantierenden Frau des Dieners Lai Pao gegenüber aus:
„Du warst dabei. Du hast mit angesehen, wie sie gleich einer bösen Furie angeschnaubt kam. Habe ich das Geringste zu ihr gesagt? Rennt einfach mit der anderen Magd weg, verpetzt mich bei unserem Herrn, macht aus leicht schwer, hetzt ihn auf, mich ganz ohne Grund zu mißhandeln! Aber warte, ich will meine Augen waschen und aufpassen! Diese freche Sklavendirne soll sich mal wieder hierher verlaufen! Dann wehe ihr!"
Sie hatte in ihrem zornigen Eifer nicht bedacht, daß ihre Worte von dem draußen lauschenden Hsi Men mit angehört wurden. Auf einmal stand er wutentbrannt wieder vor ihr und langte ihr rechts und links ein paar herunter.
„Verfluchte, lasterhafte Sklavin! Mit eigenen Ohren habe ich eben gehört, wie du sie beschimpft hast!"
Und er knuffte und puffte sie erneut, so daß sie vor Schmerzen aufheulte. Dann stürmte er davon.
Inzwischen war Mondfrau, die gerade beim Frisieren saß, auf den Lärm in der Küche aufmerksam geworden und hatte sich von Zofe Juwelchen den Sachverhalt berichten lassen.
„Sonst hat er doch nie Pasteten zum Frühstück bestellt", meinte sie. „Aber

Sowohl das Kin Ping Meh (Djin Ping Meh) als auch die Illustrationen dazu stellen ein außergewöhnliches Denkmal der Epoche der Mingdynastie Ende des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts dar. Die oft als Pornographie mißdeutete abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen gibt als moderne Gesellschaftssatire realistische Auskünfte über das Alltagsleben des gehobenen Mittelstandes. In seiner käuferfreundlichen Reihe „Die Bücherkiepe" stellt der Gustav Kiepenheuer Verlag dem interessierten Publikum die seit dem deutschsprachigen Erstdruck von 1930 nun dritte Auflage in der Übersetzung von Franz Kuhn zur Verfügung, versehen mit 2000 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Unser Auszug aus dem 10. Kapitel gibt bereits einen aufschlußreichen Einblick in das komplizierte Familienleben des unersättlichen Hsi Men.

Kin Ping Meh

Goldlotos hetzt Hsi Men auf, Frau Sun Hsüe O zu züchtigen. Er entjungfert Fräulein Zimmetblüte.

ganz gleich, sie müssen rasch fertiggemacht werden, und Sun Hsüe O durfte die Kleine keinesfalls grundlos beschimpfen."
Und sie schickte Juwelchen nochmals in die Küche, um Sun Hsüe O zu größerer Eile anzutreiben. Nach solcherlei Zwischenfällen kam Hsi Men endlich zu seinem Frühstück und verließ dann das Haus, um den Tempelmarkt zu besuchen.
Sun Hsüe O konnte die ihr widerfahrene Behandlung nicht verwinden. Nachdem Hsi Men das Haus verlassen hatte, begab sie sich zu Mondfrau, um sich zu rechtfertigen. Sie ahnte nicht, daß Goldlotos ihr nachgeschlichen kam und draußen unterm Fenster alles mit anhörte, was sie drinnen im Zimmer Mondfrau und der gleichfalls anwesenden Li Kiao'rl erzählte.
„Du ahnst gar nicht, was diese manns-tolle Frau, die Hsi Men für sich mit Beschlag belegt hat, alles hinter unserem Rücken treibt und redet", so hörte die lauschende Goldlotos sie sagen. „Man läßt sich gefallen, daß eine Frau mit ihrem Manne einmal eine Nacht durchtollt. Aber dieses Weib ist ohne Mann überhaupt nicht zu gebrauchen. Bei der kann man auf allerhand gefaßt sein.
Hat sie nicht ihren ersten Ehemann mit Gift beseitigt? Wer weiß, was die gegen uns noch aushecken wird. Die kann uns doch nicht ausstehn, diese Person, die ihre schwarzen Kulleraugen wie eine Gackerhenne nach jedem Mann verdreht!"
„Die Sache fing doch ganz harmlos an", entgegnete Mondfrau ruhig. „Du brauchtest doch bloß die Kleine mit dem Frühstück wieder wegzuschicken, dann war alles gut. Wozu denn diese grundlose Schimpferei?"
„Ich will kahl und blind sein, wenn ich sie beschimpft habe! Hör ja nicht auf sie, wenn sie gleich nach mir hier erscheinen wird! Womöglich erzählt sie dir, ich hätte sie hinterrücks mit dem Küchenmesser erstechen wollen. Seit sie Bruder Hsi Men in ihre Hand bekommen hat, ist sie ja dermaßen arrogant und dreist..."
„Die fünfte Gattin ist draußen", meldete in diesem Augenblick Zofe Juwelchen, und gleich darauf trat Goldlotos ein. Den Blick fest auf ihre Feindin heftend, begann sie:
„Angenommen, ich hätte meinen ersten Mann wirklich umgebracht, dann durftest du doch gar nicht erst zulassen, daß mich Herr Hsi Men in sein Haus nahm, und so wäre es dir erspart geblieben, daß ich ihn daran hinderte, sich mit dir zu vergnügen. Was ferner Tschun Meh betrifft, so ist sie nicht mein Eigentum. Wenn es dir nicht paßt, daß sie bei mir Dienst tut, so laß sie doch meinetwegen wieder bei Mondfrau Dienst tun, dann brauche ich mich nicht mehr getroffen zu fühlen, wenn du mit ihr herumstreitest. Im übrigen ist es doch wohl heutzutage erlaubt, daß eine Witwe wieder heiratet. Aber bitte, ich kann ja auch gehen, ich werde mir einfach von ihm einen Scheidungsbrief geben lassen, wenn er nach Hause kommt."
„Ich begreife nicht recht, was ihr im Grunde gegeneinander habt", lenkte Mondfrau vermittelnd ein. „Jedenfalls solltet ihr alle zusammen etwas sparsamer mit Worten umgehen, dann wäre alles in Ordnung!"
„Da hast du's!" wehrte sich gereizt Sun Hsüe O. „So ein Mundwerk, das geht wie ein reißender Strom über die Lippen! Wer kommt denn dagegen an? Und wenn sie vor seinen eigenen Augen die Zunge abgeschnitten bekäme, sie würde ihn immer noch mit Augenverdrehen das Gegenteil glauben machen. Wenn's nach ihr ginge, dann müßten wir anderen Frauen, dich allenfalls ausgenommen, samt und sonders aus dem Hause gejagt werden."
Eine Weile hörte Mondfrau die hitzigen Reden und Gegenreden und das wechselseitige Beschimpfen der beiden Gegnerinnen ruhig mit an; dann, als die Debatte in Handgreiflichkeiten auszuarten drohte, ließ sie Sun Hsüe O einfach von Juwelchen aus dem Zimmer führen. Goldlotos aber begab sich in ihren Pavillon zurück. Dort riß sie allen Schmuck herunter und wusch sich Schminke und Puder von den Wangen. Mit aufgelöstem Haar, das Blumenantlitz verstört und von Tränen naß, warf sie sich aufs Bett und blieb da liegen, bis es Abend wurde und Hsi Men endlich zurückkehrte. Betroffen fragte er, was denn vorgefallen sei. Da erzählte sie unter lautem Schluchzen den ganzen Hergang und wollte den Scheidungsbrief von ihm haben.
„Ich habe damals gewiß nicht auf dein Geld spekuliert, sondern bin dir aus Herzenstrieb gefolgt", beteuerte sie. „Und nun muß ich mir heute solchen Schimpf bieten lassen! Gattenmord und immer wieder Gattenmord hat sie mir vorgehalten. Am besten, ich hätte überhaupt niemand zum Bedienen. Kann ich einer Magd zumuten, bei mir zu dienen, wenn sie um meinetwillen fortwährend Schimpf und Tadel gewärtigen muß?..."
Hsi Men ließ sie nicht zu Ende reden. Seine drei Seelen taten einen mächtigen Satz, seine fünf Sinne sprangen bis an den Himmel. Wie ein Windstoß kam er zu Sun Hsüe O angefegt. Er packte sie beim Schopf und ließ den kurzen Bambusprügel mit aller Kraft einige Male auf sie niedersausen, bis ihm Mondfrau in den Arm fiel.
„Ihr solltet euch alle zusammen etwas mehr beherrschen", sprach sie sanft tadelnd zu der Geschlagenen, „und euren Herrn nicht unnötig reizen!"
„Verruchter, tückischer Knochen!" fuhr Hsi Men weniger sanft dazwischen. „Ich selbst war Zeuge, wie du sie in der Küche geschmäht hast. Wenn du sie weiter behelligst, stehe ich für nichts ein, was noch mit dir geschieht!"
Er kehrte in den Pavillon zurück und überreichte Goldlotos das versprochene Geschenk, das er ihr vom Tempelmarkt mitgebracht hatte. Es waren Perlen im Gewicht von vier Unzen. Goldlotos durfte zufrieden sein. Er hatte ihre Partei genommen und ihr Genugtuung verschafft. Sie stand höher denn je in seiner Gunst. Sie brauchte nur eins zu fordern, und sie erhielt das Zehnfache. Hatte sie nicht Grund, sich zu freuen? –
Eines Tages war wieder einmal die Reihe an Hsi Mens Nachbarn, Hua Tse Hsü, seine Freunde zu bewirten. Alle waren vollzählig erschienen. Die Tafel war wie immer üppig beschickt. Für Unterhaltung mit Tanz und Gesang und Lautenspiel sorgten zwei entzückende Singmädchen, deren Talent und Anmut einem kaiserlichen Pfirsichhain Ehre gemacht hätte.
Nach dem zweiten Lied legten die Sängerinnen ihre Instrumente hin, näherten sich gleich zwei im Winde schwankenden Blütenzweigen der Tafelrunde und vollzogen einen Kotau. Hsi Men war so entzückt, daß er ihnen auf der Stelle je drei Silberbatzen von seinem Burschen Tai A'rl auszahlen ließ.
„Wer sind eigentlich die beiden?" fragte er den Gastgeber. „Die verstehen ja wirklich etwas von Kunst." Bevor Hua Tse Hsü zum Antworten kam, schnatterte vorlaut wie immer Bruder Ying dazwischen:
„Der hohe Herr leidet ja gänzlich an Gedächtnisschwund. Die mit der zwölfsaitigen Laute ist doch ‚Silberchen', das teure Liebchen unseres guten Hua von der hinteren Freudenhausgasse, und die mit der sechssaitigen Pi pa ist doch Fräulein ‚Zimmetblüte', deren Lob ich schon früher einmal gesungen habe. Da hat der hohe Herr nun ihre Tante Li Kiao'rl als zweite Frau im eigenen Hause und kennt nicht einmal die liebliche Nichte!"
„Ah, die Kleine ist's!" schmunzelte Hsi Men; „ich habe sie seit drei Jahren nicht mehr gesehen. Alle Wetter, hat die sich herausgemacht!"
„Wie geht's denn deiner Mutter und deiner Schwester?" fragte er in vorgerückter Stunde die kleine Zimmetblüte, als sie beim Weineinschenken kokett tändelnd an seinen Platz trat. „Warum hast du deine Tante gar nicht aufgesucht?"
„Mutter war seit vorigem Jahr kränklich, so konnte ich bis heute keinen halben Schritt aus dem Hause tun. Doch warum habt Ihr unser Haus so lange gemieden und auch Tante gar nicht einmal hergeschickt?"
Hsi Men glaubte aus ihren Worten etwas wie eine leise Aufforderung herauszuhören. Er sann einige Augenblicke nach. Dann sagte er: „Wie wäre es, wenn ich dich nachher mit zwei guten Freunden nach Hause brächte?"
„Ihr scherzt wohl? Euer vornehmer Fuß wird schwerlich unsere niedere Schwelle überschreiten."
„Ich scherze nicht."
Und zur Bekräftigung zog er aus seinem weiten Ärmel ein feines Schweißtüchlein und eine Dose mit parfümierter Teepaste hervor und verehrte ihr beides.
„Wann gehen wir?" fragte sie. „Wir möchten meine Begleiterin vorausschikken, damit sich Mutter auf Euren Empfang vorbereiten kann."
„Sobald sich die anderen verabschiedet haben, brechen wir auf."
Es dauerte nicht lange, da wurde die Tafel aufgehoben, und mit Laternen in der Hand gingen die Freunde auseinander. Hsi Men blieb mit Bruder Ying und Hsiä Hsi Ta bis zuletzt. Dann stiegen sie zu Pferd und begleiteten gemeinsam die Sänfte mit Zimmetblüte zum Blumenhofviertel.
Man war vor dem Hause von Mutter Li angelangt. Die Sänfte war im Eingang verschwunden, und dann hatte die ältere Schwester von Zimmetblüte die Ankömmlinge ins Gastzimmer hineinkomplimentiert. Bald darauf kam Mutter Li selber angeschlurft, sich mühsam auf einen Stecken stützend, den Buckel von Rheumatismus steif und krumm.
„Himmel, Himmel!" rief sie aus. „Welcher Windstoß hat denn da den edlen Gemahl meiner Schwester hergeweht?"
„Seid mir nicht böse, Mutter Li, aber vor Geschäften kam ich die ganze Zeit nicht dazu, Euch zu besuchen."
Sie wandte sich an die beiden Begleiter von Hsi Men.
„Die beiden Herren haben sich auch recht lange nicht blicken lassen."
„Keine Zeit", erwiderte Schnorrer Ying. „Aber heute trafen wir Eure Kleine bei Bruder Hua, da haben wir sie hergebracht und gleich die Gelegenheit benutzt, einmal bei Euch vorzusprechen. Doch nun rasch her mit dem Stoff! Uns verlangt's nach ein paar guten Bechern."
Man ließ sich nieder, Mutter Li säuberte die Tischplatte, ließ Speise und Trank auftragen und festliche Kerzen anstekken, und bald kam auch Zimmetblüte, neugewandet, wieder zum Vorschein. Beide Schwestern unterhielten nun die Gäste mit Tanz und Spiel, bliesen die Drachenflöte, schlugen die Trommel von Rhinozeroshaut und bewegten die feinen Glieder in rhythmischem Takt. Hier paarten sich Kunst und jugendliche Anmut. Hier konnte man nicht von nutzlos vergeudeten Lenzen sprechen. Sie glichen silbernen Krügen, in denen goldene Sonnenstrahlen spielen. Hsi Men verlangte es, ein Lied von Zimmetblüte zu hören. Er wandte sich an die Ältere: „Meine beiden Freunde haben so viel von der Gesangskunst deines Schwesterleins gehört. Möchtest du sie nicht bitten, ein Lied zu singen?"
„Ach ja", schloß sich Bruder Ying seinem Wunsche an. „Ich werde mich auch ganz ruhig verhalten und mir etwas von Freund Hsi Mens überschüssigem Glanz leihen, um mir die Ohren zu putzen, damit mir ja kein Laut entgeht."
Mutter Li ebenso wie die beiden Mädchen merkten natürlich, daß Hsi Men nur um die Sache herumredete und darauf brannte, Zimmetblüte zu entjungfern. Da schien ihnen Zurückhaltung geboten, um einen vorteilhaften Preis zu erzielen. Zimmetblüte blieb also lächelnd sitzen und rührte sich nicht. Ihre Schwester ergriff das Wort und sagte entschuldigend: „Sie hat eine sorgfältige Erziehung genossen, und sittsam, wie sie ist, möchte sie sich nicht so aufs Geratewohl zum Singen hergeben."
Hsi Men verstand. Er legte einen Silberbarren im Gewicht von fünf Unzen auf den Tisch.
„Einstweilen eine Kleinigkeit für Schminke und Puder", sagte er. „Später bekommt sie noch ein paar hübsche goldgewirkte Seidenkleider."
Nun erhob sich Zimmetblüte, bedankte sich für das Geschenk, das sie von einer Dienerin in Verwahrung nehmen ließ, und bequemte sich endlich zu einem Liedchen. So jung sie war, zeigte sie keine Hast, keine Aufregung und begleitete ihren Vortrag mit vollendet sicheren Gesten, wobei sie bisweilen ein aus dem Ärmelsaum lugendes rotsilbernes gefranstes Seidentüchlein graziös schwenkte wie eine auf Wellen tanzende Blüte. Hsi Men wußte vor Begeisterung nicht, wohin er treten sollte, als sie geendet hatte. Er blieb die Nacht über im Zimmer der älteren Schwester.
Daß er bei der noch unberührten Jüngeren unbedingt der erste sein mußte, stand bei ihm fest. Anderntags schickte er Tai A'rl in ein Seidengeschäft und ließ ihn zum Preis von fünfzig Silberunzen vier kostbare Gewänder für Zimmetblüte besorgen. Li Kiao'rl, Hsi Mens zweite Gattin, war nicht wenig stolz, als sie hörte, daß ihrer Nichte die Ehre zuteil werden sollte, von ihm entjungfert zu werden. Zur Feier dieses festlichen Ereignisses spendierte sie Mutter Li, ihrer Schwester, einen Silberbarren im Gewicht von fünfzig Unzen als Beitrag für Tafel, Musik, Schmuck und Kleidung. Drei Tage lang wurde also das Ereignis der Entjungferung von Zimmetblüte gebührend gefeiert und begossen.
Selbstverständlich stellten sich Hsi Mens sämtliche Freunde als Gratulanten ein, und nachdem sie pro forma ihren Unkostenbeitrag in der stattlichen Höhe von je fünf Kupferkäsch entrichtet hatten, benutzten sie den willkommenen Anlaß, um wieder einmal auf Hsi Mens Kosten nach Herzenslust zu fressen und zu saufen.



Fluglotsenspruch:

Luftausnahme: ... wenn man Vögel ausnehmen will, so muß man sie in ihrem Neste aufsuchen. Wilhelm Ludwig Wekhrlin

Igor Sidorenko

Die Kraft der intellektuellen Reibung

Ich saß in meinem Arbeitszimmer im sechsten Stock. Ein höfliches Klopfen an der Tür, und er trat ein. Ein kleiner sommersprossiger Dickwanst in schwarzem Anzug.

„Wassili Filimonowitsch Nesuschkin", so stellte er sich vor und machte eine Bewegung, die wohl eine Verbeugung andeuten sollte. „Und Sie sind, wenn ich nicht irre, der Vorsitzende des Büros für besonders wichtige Erfindungen. Ich habe einen Antigravitationsapparat erfunden." Und zeigte ein metallenes Kästchen mit mehreren Knöpfen vor.

„Arbeitet er mit Strom, mit Kerosin oder mit Bioströmen?" „Er arbeitet auf der Basis der Energie der intellektuellen Reibung", sagte Nesuschkin sieghaft.

„Verstehen Sie, beim Auftreten eines neuen Gedankens im Gehirn des Menschen, den ihm ein anderer Mensch mitteilt, entsteht im Gehirn des ersteren ein Widerstand, der um so größer ist, je origineller und unverständlicher der Gedanke des zweiten ist. Ein Vorgang, den ich bedingt intellektuelle Reibung genannt habe. Dieser fremde Gedanke reibt sich an den eigenen, wobei die Stärke der Reibung von der Festigkeit der eigenen Ansichten über dieses oder jenes Problem abhängt. Sie glauben nicht an meinen Apparat, wie?"

„So ist es", meinte ich.

„Das spüre ich genau. Ihr Gehirn widersetzt sich meiner Erfindung, und dabei wird Energiemasse freigesetzt, die von meinem Instrument aufgefangen und in Gravitationsenergie umgewandelt wird."

„Haben Sie Beweise?"

„Die trete ich mit Vergnügen an. Da, schauen Sie." Er rollte das Bündel auseinander und holte einen rostroten Stein mit gelben Flecken hervor.

„Ein normaler Ziegelstein. Und jetzt schauen Sie." Er richtete den Trichter des Kästchens auf den Ziegelstein und drückte auf einen der Knöpfe. Der Ziegel erhob sich langsam in die Luft. „Interessant", mußte ich zugeben, wobei ich mich von meinem Schreibtisch entfernte. Der Ziegel begann leicht durch das Zimmer zu schweben, wobei er einen höflichen Bogen um meinen Tisch machte.

Ich fing den Ziegelstein ein, holte einen Hammer aus dem Schrank hervor (ein wichtiges Attribut für die Arbeit eines Vorsitzenden des Büros für wichtige Erfindungen) und zerschlug den Ziegel in kleine Stücke. Der Ziegel war echt, ohne irgendwelche pfiffigen Instrumente darin.

„Wie Sie sehen, handelt es sich um einen gewöhnlichen Backstein! Brauchen Sie noch mehr Beweise?" fragte Nesuschkin. Wieder drückte er auf einige Knöpfchen seines Instruments und entschwebte zusammen mit seinem Sessel zur Decke.

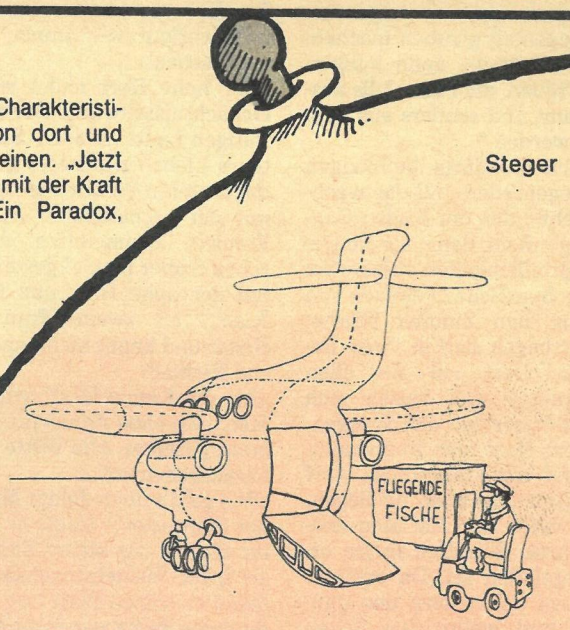
„Was ist hier das Charakteristische", fragte er von dort und baumelte mit den Beinen. „Jetzt arbeitet der Apparat mit der Kraft Ihres Mißtrauens. Ein Paradox, wie?" „Das ist unmöglich. Eine Halluzination", preßte ich heraus. „Aber Sie sehen, ich fliege. Ihren eigenen Augen müssen Sie doch trauen... Soll ich auf die Straße hinausfliegen?"

Ein Knopf klickte, er vollführte einen Kreis und flog zum offenen Fenster hinaus.

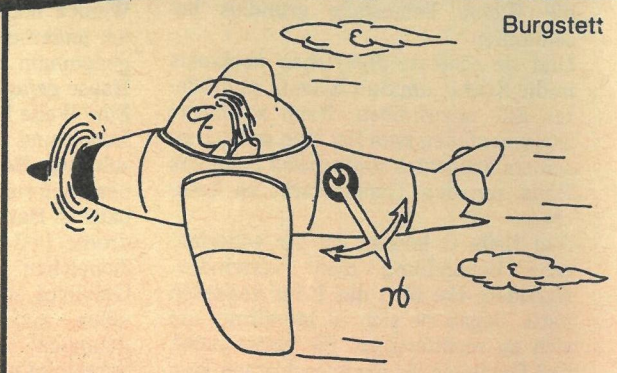
Auf dem Baum vor dem Fenster krächzte eine Krähe. Ich zuckte zusammen. Mein Arbeitszimmer lag im sechsten Stock.

„Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen auch den hohen Kunstflug zeigen", rief er, in der Luft schwebend. „Ich kann Ihnen die Todesschleife zeigen, ja sogar eine Spirale, was immer Sie wollen!" Er stieg noch drei Meter höher in die Lüfte und vollführte eine graziöse Wendung. Aber die Todesschleife ließ ich ihn nicht vorführen. Ich glaubte an seine Erfindung...

Aus dem Russischen übers. Adeline Thomas



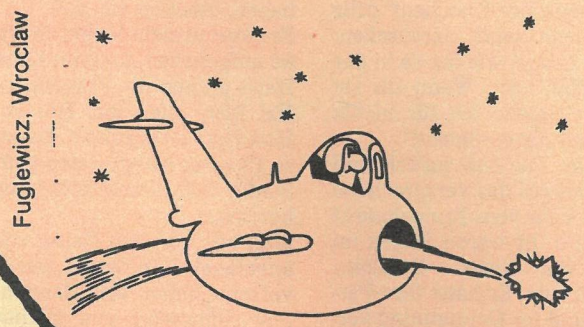
Steger



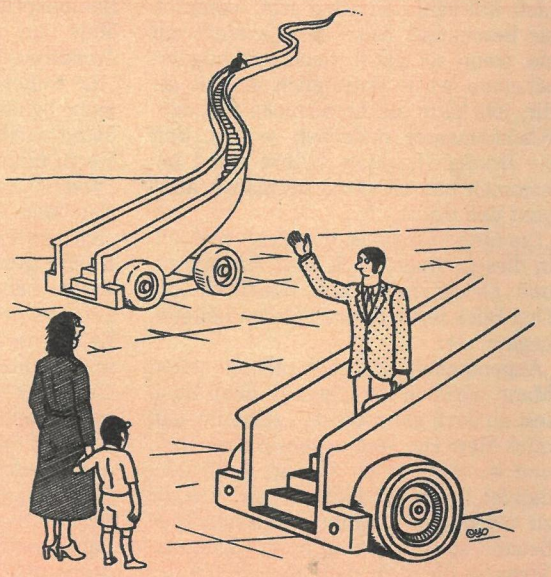
Burgstett

Bulkin, Moskau

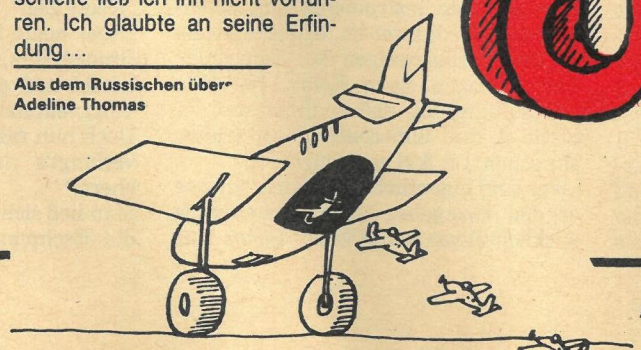
Dmitriew, Moskau



Fuglewicz, Wroclaw



Maistrenko, Leningrad



Ein Flügel flügt selten allein, meint beim Start in den Frühling die Humor-Crew: Karin Kopp und Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik)

Aufwind: Wo Tauben

Guter Wind, schnelle Flügel.

Steger

Ach! zu des Geistes Flügeln
wird so leicht
Kein körperlicher Flügel
sich gesellen.

Goethe

Flügel der Liebe...
Die Sünden Don Juans schreien
zum siebenten Himmel Julian Tuwim

...der Phantasie:
Lüge – eine Wahrheit, der die Tatsachen locker und in unzulänglicher Übereinstimmung angepaßt sind. Ambrose Bierce

Liftfahrt

Wie wird mir? Leichte Wolken haben mich.

Friedrich Schiller

Es gibt keinen Ort, der eine größere Öffentlichkeit bedeutet, als ein Lift, in dem man angesprochen wird.

Karl Kraus

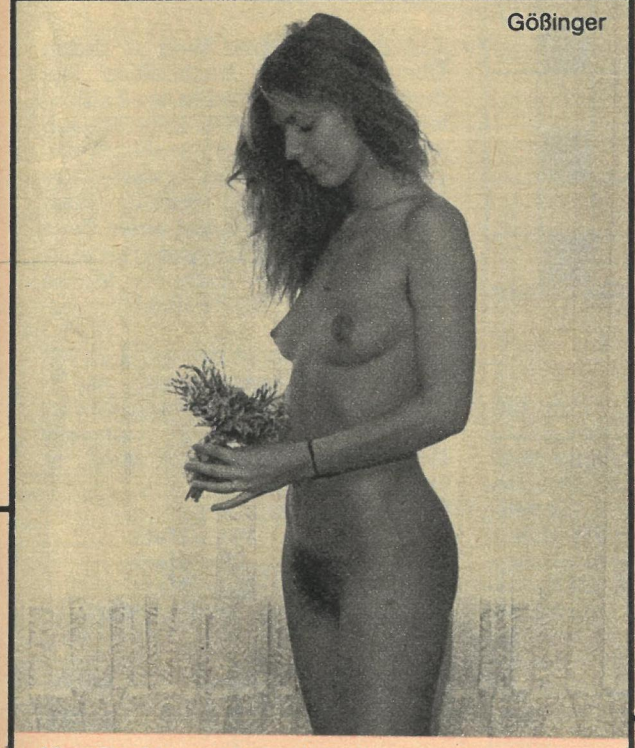
Die Erfahrung hat etwas von einem Krückstock – sie hilft beim Gehen, behindert aber beim Fliegen.

Alexander Shukow

Die Landung ist das Problematische. Auch bei Freudensprüngen.

Windsack: Man muß sich nicht jede Jacke anziehen, die in den Wind gehängt wurde. André Brie

Größinger



Mancher Mann geht in die Luft, nur weil er eine Frau nicht im Fluge erobern kann. M. Huch

Tesler, Moskau

Der Mensch kann zu den höchsten Höhen aufsteigen, aber er kann nicht ewig dort verweilen. Shaw

2 Wochenspruch

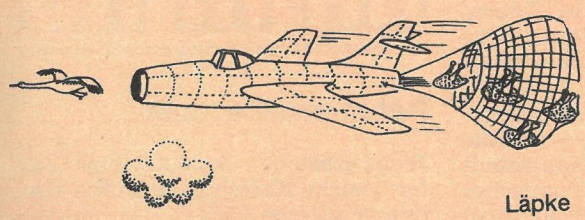
Bei großen Unternehmungen allen zu gefallen, ist schwierig.

Solon

Bewegung ist köstlich, wenn wir sie in der Gewalt haben.

Shaw

Aeroticus, der Eilpostschneck von Steger



Läpke

Krokodiltransport

Optimisten und Pessimisten benötigen in gleichem Maße die Gesellschaft; die Optimisten erfinden das Flugzeug, die Pessimisten den Fallschirm dazu.

Die einen bauen Luftschlösser, die anderen organisieren dafür das notwendige Baumaterial.

Wie nahe wir einander sind – zur Hauptverkehrszeit!

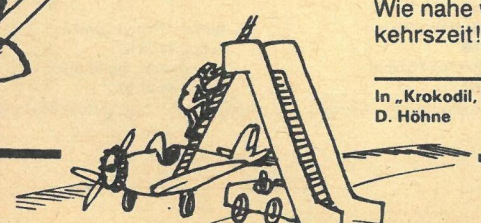
Michail Genin

In „Krokodil, Moskau" gesucht, gefunden und übersetzt von D. Höhne

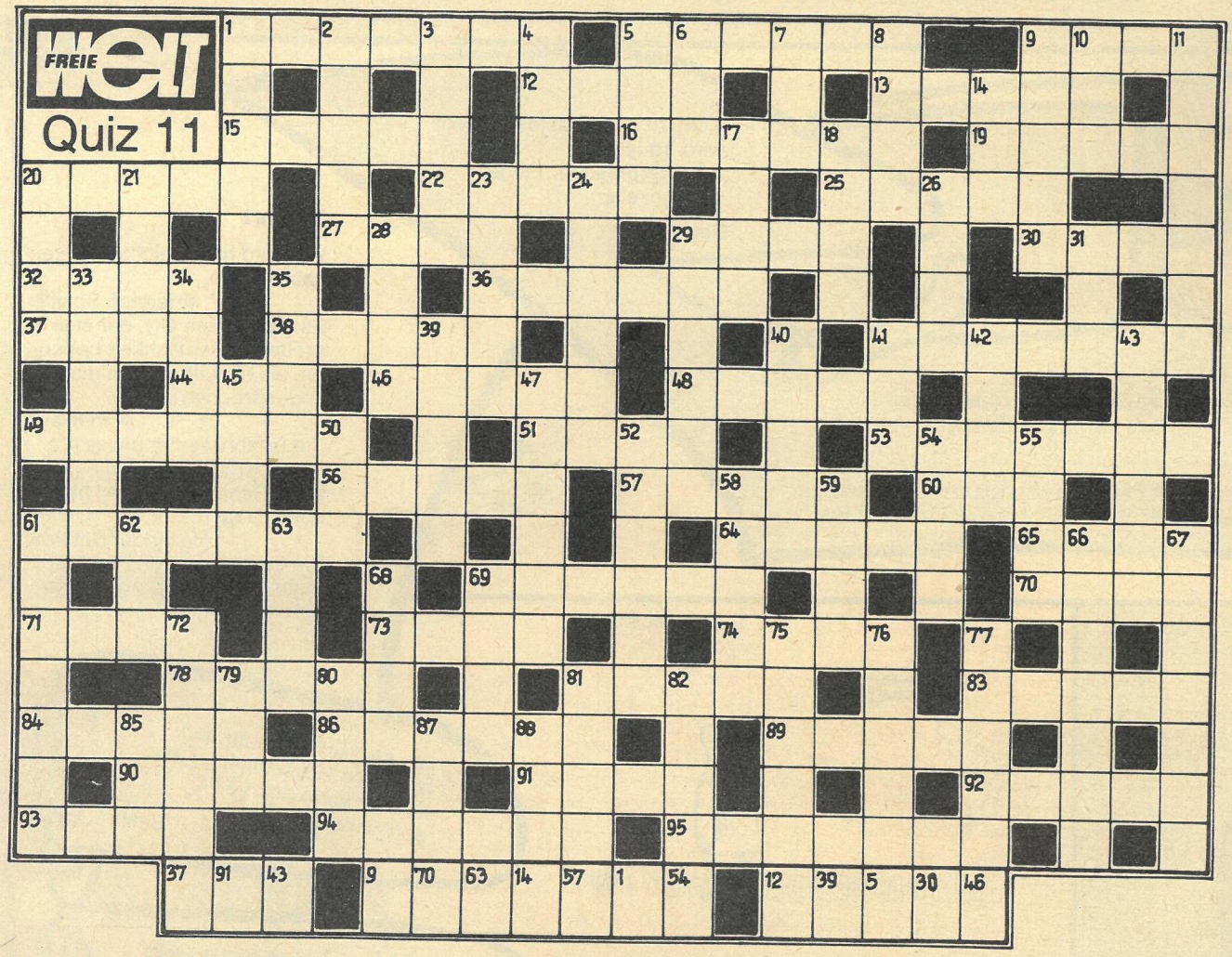
Wie wir uns im Aeroplan benehmen sollen

Ein echter Gentleman spricht auch in einer Höhe von 6000 Metern nicht ordinär und grob. Bevor er den Flug antritt, schreibt er seinen Gläubigern freundschaftliche Briefe, in denen er sich von ihnen verabschiedet und sie dafür um Verständnis bittet, daß er sich in ein so gefährliches Unternehmen einläßt. Wenn er mit dem Aeroplan abstürzt, muß er es nach Möglichkeit vermeiden, jemandem auf den Kopf zu fallen. In jedem Falle versieht er vor dem Aufsteigen seine Visitenkarte mit den Worten: „Verzeihen Sie gefälligst:" Vom Aeroplan auf den Erdball zu spucken ist unstatthaft. **Jaroslav Hašek**

Wer in den Wolken schwebt, ist umnebelt.



sind, fliegen Tauben zu.



Kreuzworträtsel

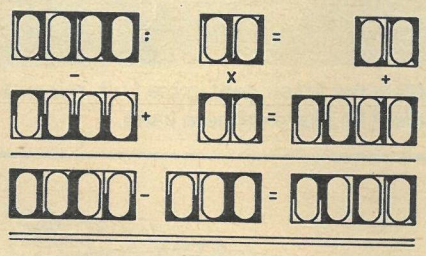
Waagerecht: 1. Kosmonaut der Sowjetunion, erster Mensch im All (1968 verunglückt), 5. sowjetischer Pianist (gest. 1985), 9. russisch-sowjetischer Maler und Grafiker (gest. 1958), 12. Titelgestalt bei Joachim Wohlgemuth, 13. Bundesland der Republik Österreich, 15. Ostseebad der DDR, 16. linker Nebenfluß der Wolga, 19. Schöpfer der ungarischen Nationaloper, 20. heftiger Leibschmerz, 22. Einbringen der Früchte, 25. zentrales sowjetisches Pionierlager auf der Krim, 27. Laubbaum, 29. Männername, 30. männliches Haustier, 32. Schuhmacherwerkzeug, 36. Währungseinheit in den Niederlanden, 37. Zweizahl, 38. Angehöriger eines skytisch-sarmatischen Volkes aus Innerasien (Altertum), 41. Teil der Pferdezäumung, 44. Aussehen, Miene, 46. Entwicklungsstufe bestimmter Tiere, 48. Jugendbuch von Ludwig Renn, 49. tschechischer Komponist (gest. 1884), u. a. „Die verkaufte Braut", 51. Fluß in Mittelitalien, 53. Baumeister und Architekturtheoretiker (gest. 1570), Hauptmeister der französischen Baukunst im 16. Jahrhundert, 56. Währungseinheit in der Sowjetunion, 57. See in Finnland, 60. Wald- und Feldtier, 61. chemisches Element, Edelmetall, 64. Maschinenelement zur Kraftübertragung, 65. Oxidschicht an Eisen, 69. Landschaft in Mittelgriechenland, 70. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule in Unteritalien, 71. tiefe Bewußtlosigkeit, 73. Sammlung altisländischer Dichtungen, 74. Seil, Tau (seem.), 78. Sumpfhuhn, 81. Teil mancher Schiffe, 83. Trinkgefäß, 84. größtes Waldgebiet der Erde, 86. Stadt in Dänemark auf der Insel Fünen, 89. Hochgebirge in Zentralasien, 90. belebte Tonfigur (jüd. Sage), 91. englische Schulstadt westlich von London, 92. Schuppenkriechtier, 93. Baustellengroßgerät, 94. Angehöriger eines Volkes in Mittel- und Ostsibirien, 95. Gattung der Schmetterlingsblütler (Strauch und Halbstrauch).

Senkrecht: 1. wärmeliebendes Kürbisgewächs, 2. Rute, Zweiglein, 3. Farbabstreicher an Tiefdruckmaschinen, 4. chemisches Element, Edelgas, 5. obergäriges Bier, 6. Frauenname, 7. griechischer Buchstabe, 8. Sammelbezeichnung für mehrere Augenkrankheiten, 9. Heu-, Mistgabel (norddt.), 10. nordischer Tauchervogel, 11. veraltende Einheit der Wärmemenge, 14. Wendekommando auf Segelschiffen, 17. Autor des Romans „Professor Unrat", 18. Teilzahlungsbetrag, 20. Kurzbezeichnung für motorgetriebenes Zweirad, 21. Farbton, 23. deutscher Komponist (gest. 1916), 24. Teil des Eßgeschirrs, 26. Gewicht der Verpackung, 28. Währungseinheit in Iran, 29. amerikanischer Stummfilmkomiker und -regisseur (gest. 1966), 31. Riesenschlange, 33. mariner Zehnfußkrebs, 34. Stadt am Golf von Akaba (Rotes Meer), 35. Waldpflanze (Sporenpflanze), 39. Wundmal, 40. inneres Organ, 41. Kalb-, Ziegen-, Schafleder, 42. Freundin Till Eulenspiegels, 43. Wagen-, Geräteschuppen (veraltet), 45. Stadt in Rumänien, 47. Wert einer Währung, 50. Körperteil, 52. Hauptstadt von Assyrien (Altertum), 54. Ritter der Artus-Tafelrunde, 55. Nebenfluß der Elbe (Bez. Magdeburg), 58. Angehöriger eines zu den Turkvölkern gehörenden Nomadenstammes, der vom 6. bis 8. Jahrhundert in Ungarn seßhaft war, 59. Fluß aus dem Harz, 61. Stadt an der Angara (Gebietszentrum), 62. Fluß in Thüringen, 63. Mittelgebirge in der Sowjetunion, 66. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1960), 67. Studentenblume, 68. US-amerikanischer Autor „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", 69. Hauptstadt der VDR Jemen, 72. chemisches Element, Edelgas, 75. Bestandteil tierischer Fette, 76. Schriftgrad, 77. Sternbild des Tierkreises, 79. schlangenförmiger Fisch, 80. Hauptstadt von Togo, 81. Hafenstadt im Süden Frankreichs, 82. Übersetzungsstufe im Getriebe, 85. Ausstellungsgelände in Erfurt, 87. Lebensgemeinschaft, 88. Abkürzung für eine Zeiteinheit.

Zu den stärksten Persönlichkeiten der Sowjetmusik gehört der Komponist von Weltruf Sergej Sergejewitsch Prokofjew, der im April 1891 in Sonzowka (Ukraine) geboren wurde und im März 1953 in Nikolina-Gora (bei Moskau) verstarb. Prokofjew, der auch als Dirigent und Pianist sehr erfolgreich war, lebte von 1918 bis 1932 im Ausland, u. a. auch in Deutschland. Diese Zeit war geprägt „vom Suchen nach neuen Mitteln und Möglichkeiten des Stils", wie es der Musikkritiker Ernst Krause in seinem Opernführer formulierte.
In seinem arbeitsreichen Leben schuf Prokofjew zahlreiche Meisterwerke nahezu aller Musikgenres, wozu Ballette, Opern, Instrumentalkonzerte, Kammer- und Klaviermusik sowie Lieder und Filmmusiken gehören. Mit unserem Quiz suchen wir den Titel einer Oper, die er 1928 in Paris in Teilen begann und die erst nach seinem Tod 1956 in Florenz vollendet aufgeführt wurde.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 11 auf der Karte nicht vergessen!
Einsendeschluß ist der 8. Juni 1988 (Datum des Poststempels). Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 14/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark



Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

Geschütteltes

Werden KORE, OFF und RADI gemeinsam geschüttelt, ist im Handumdrehn ein Rundfunkempfänger ermittelt.

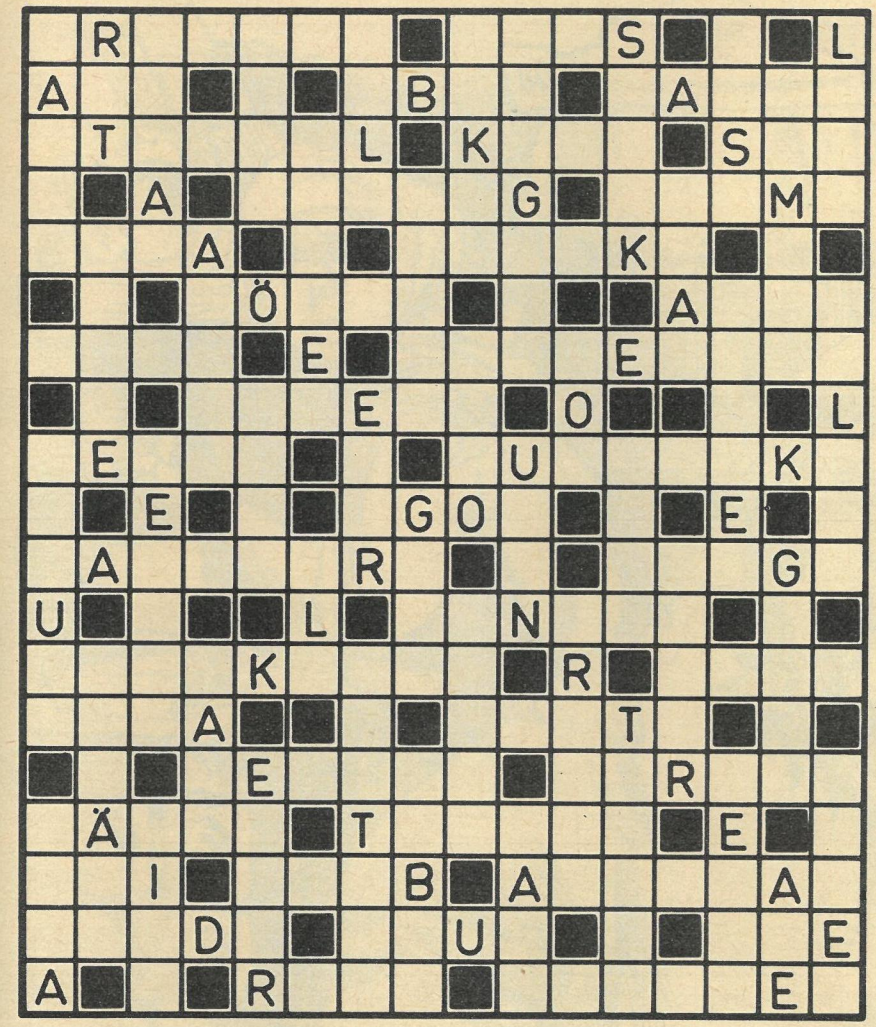
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Bewohner einer Volksrepublik in Europa, 2. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 3. Flächeninhalt, 4. schweres Takel (seem.), 5. Polstersitzmöbel, 6. saugende Nachströmung, 7. erfolgreicher DDR-Radrennsportler, 8. Brauch, Sitte, 9. Kraftstoffbehälter, 10. Bezirk der DDR, 11. Jahreszeit, 12. Adler (dichter.), 13. Hülsenfrucht, 14. Volk in der Sowjetunion, 15. Bezirk der DDR, 16. Habsucht, 17. geflochtenes Behältnis, 18. Schornstein, 19. Schurke, Lump, 20. Nebenfluß des Jenissej, 21. Rennpferd, 22. kleine Salzstange, 23. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1964), 24. Gerte, 25. im alten Japan ritueller Selbstmord, 26. Teil des Klaviers, 27. Hafenstadt in Unteritalien, 28. Fluß in Spanien, 29. Rückstände beim Keltern und Brauen, 30. latein.: Tugend, 31. Strom in Sibirien, 32. Turkvölker in der Sowjetunion, 33. Titelgestalt bei Schiller, 34. russisch-sowjetischer Satiriker (gest. 1937), u. a. „Zwölf Stühle", 35. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 36. Pferderennbahn, 37. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 38. Pflanzenteil, 39. Sinnesorgan, 40. Emigrantenroman von Anna Seghers, 41. Ganzes in der Mathematik, 42. kollektives Beratungsorgan, 43. Titel mohammedanischer Fürsten, 44. inneres Organ, 45. Landschaft im Osten der DDR, 46. taubengroßer Rabenvogel, 47. Lebensjahre, 48. asiatisches Wildschaf, 49. Süßspeise, 50. Kurzwort für eine Bildungsstätte von Hochschülern, 51. Theaterplatz, 52. Fluß im Westen der Sowjetunion, 53. elektrotechnisches Dämpfungsmaß, 54. Verwaltungseinheit in der Sowjetunion, 55. französisch: Sommer, 56. Angehöriger eines germanischen Volksstammes, 57. Zank, Hader, 58. vergoldete Kupfer-Zink-Legierung, 59. Hafenstadt in Tansania, 60. Hausvorbau, 61. Schiffsliegeplatz vor dem Hafen, 62. Halbinsel im Nordwesten Nordamerikas, 63. Tintenfisch (Zool.), 64. Baumwollgewebe, 65. altnordische Prosaerzählung, 66. Heldenstadt der Sowjetunion südlich von Moskau, 67. aufrecht stehende Grabtafel, 68. mittleres System des Mesozoikums, 69. Weidmann, 70. Nebenfluß der Saale, 71. roter Farbstoff, 72. älteste lateinische Bibelübersetzung, 73. Ereignisablauf, Geschehen, 74. Ankündigung, Nachricht, 75. eine der drei Chariten (griech. Mythol.), 76. im Altertum Staatsgerichtshof in Athen, 77. Flechtmaterial, 78. Drama von Goethe, 79. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1936), 80. latein.: Fläche, 81. radioaktives chemisches Element, Metall, 82. Nebenfluß des Duero, 83. stete Wiederholung des Gleichen.

Silbenrätsel

aben – ade – bar – che – dal – de – di – dru – ein – en – er – er – gel – ger – guay – idu – ke – kla – la – laub – li – li – ma – ment – na – ner – nis – pa – put – ra – re – sa – se – se – ster – sum – te – tent – teu – ti – tion – uni – ur – uru – ve – ver – vou – zel.

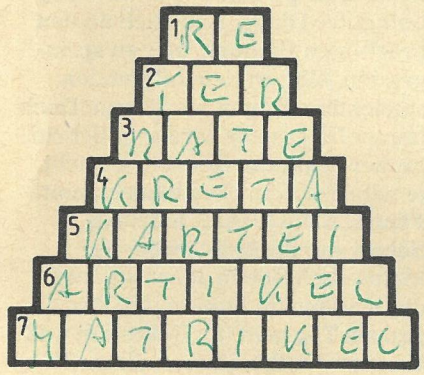
Aus den vorstehenden Silben sind 18 Wörter nachfolgender Bedeutung zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben der gefundenen Wörter ergeben – jeweils von oben nach unten gelesen – den Vor- und Familiennamen eines Komponisten sowie den Titel einer seiner Opern.

1. Schutzrecht für Erfindungen, 2. spannendes Erlebnis, 3. Kosmos, 4. Märchenland in „Gullivers Reisen", 5. weibliches Nachtgespenst (Abergl.), 6. Spielart bei Rückschlagballspielen, 7. Hitzemesser in der keramischen Industrie, 8. Absatz- oder Schichtgestein, 9. Name des Storches in der Tierfabel, 10. Ausgangspunkt für eine Wirkung, 11. Hunderasse, 12. Göttin der Jugend (nord. Mythol.), 13. Einschlußgebiet, 14. Gewölbe (Bauwesen), 15. Genehmigung, 16. Beziehung, Verhältnis, 17. Staat in Südamerika, 18. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes.

Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Begriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das gefragte neue Wort zu bilden:

1. im Kartenspiel Erwiderung der Gegenansage, 2. spanischer Küstenfluß, 3. Teilzahlungsbetrag, 4. Insel im Mittelmeer, 5. Zettelkatalog, Kartothek, 6. Zeitungsbeitrag, 7. Aufnahmeverzeichnis der Studenten.



Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist ein Buchstabe so voranzusetzen, daß neue Wörter entstehen:

Aster – Rate – Osten – Inge – Land – Angel – Last – Loge.
Die vorgesetzten Buchstaben ergeben bei richtiger Lösung – fortlaufend gelesen – die Bezeichnung für eine Knüpfarbeit.

Auflösungen aus Heft 10/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Pinasse (40), Ressort (46), Tee (58), Ilmenau (25), Nelke (34), Drift (12), Ras (43), Erna (17), eben (13), Klein (28), Not (36), Otto (39), Siegel (51), Ara (7), Meister (32), Ilm (24), Angers (4), Dido (11), eng (15), Rubel (47), Reis (44), Lade (29), Res (20), Teint (59), Amara (3), Seeland (50), Kea (27), Antenne (5), Ramadan (42).
Senkrecht: Primel (41), Nomen (35), Sand (49), Etui (19), Rente (45), Silbe (52), Ober (37), TASS (56), Arve (8), Apollo (6), Akt (1), Brie (10), Lomé (31), Ibis (22), Neid (33), Orange (38), Tang (55), Stau (54), Erde (16), Erni (18), Ill (23), Bône (9), Leiden (30), Elain (14), Stake (53), Aland (2), Reka (21), Saft (48), Isar (26), Team (57).

Rätselpyramide: 1. Ek, 2. Ker, 3. Reka, 4. Kader, 5. Arkade, 6. Kandare.

Wabenleiste: 1. Glasen, 2. Saline, 3. Litten, 4. Stiege, 5. Geibel, 6. Besitz – Gilels.
Schräge Reihen. Nach rechts unten: 1. ten, 2. Radar, 3. Lesen, 4. Maler, 5. Karat, 6. Tatar, 7. Loren, 8. Nadel, 9. Meter, 10. Log.
Nach links unten: 3. Lat, 4. Medea, 5. Kasan, 6. Taler, 7. Laren, 8. Notar, 9. Marat, 10. Leder, 11. Goten, 12. Gel.
Um die Ecke gedacht: Tischfeuerwerk.
Magisches Quadrat: 1. Lasur, 2. Arena, 3. Selim, 4. Unita, 5. Raman.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 8) aus Heft 8/1988

Waagerecht: 1. Haar, 4. Wnukowo, 9. Mungo, 12. Mal, 13. Osse, 15. Marken, 16. Ditte, 18. Garnele, 20. Darre, 21. Traube, 24. Tiara, 25. Glasur, 26. Esprit, 28. Atta, 30. Streb, 33. Makel, 35. Ekel, 38. Tera, 40. Ede, 42. Kran, 43. Sofa, 45. Ring, 46. Indigirka, 50. Nemesis, 51. Iran, 52. Wien, 53. Adonis, 55. Isatin, 57. Néma, 59. Seil, 60. Gagarin, 62. Leningrad, 64. Iris, 65. Glas, 66. Tefe, 68. Ase, 69. Egge, 71. Ohre, 72. Hacks, 75. Ornat, 78. Moos, 80. Nabire, 83. Marina, 85. Slang, 87. Ernest, 90. Regal, 91. Donskoi, 92. Degen, 94. Emet, 95. Tomate, 96. Daune, 97. Kreide, 98. Lenin, 99. Retorte, 100. Inge, 101. Real.

Senkrecht: 1. Hades, 2. Ali, 3. Rot, 4. Wega, 5. Unrat, 6. Omega, 7. Wall, 8. Oreade, 9. Medusa, 10. Unart, 11. Garde, 14. Setter, 17. Ter, 19. Aral, 21. Tom, 22. Alk, 23. Beleg, 27. Pferd, 29. Tross, 31. Rainer, 32. Bagdad, 34. Aini, 36. Kansas, 37. Ene, 38. Taste, 39. Rainis, 41. Dialog, 42. Kanal, 43. Seiner, 44. Fiale, 45. Rang, 46. Iwailo, 47. Design, 48. Ines, 49. Kogge, 54. Igapo, 56. Inari, 58. Mark, 61. Ith, 63. Neher, 67. Fengdu, 69. Etalon, 70. Gaidar, 71. Oslo, 73. Chemie, 74. Sattel, 76. Riese, 77 Amati, 78. Manet, 79. Oskar, 81. Bogen, 82. Renke, 84. Note, 86. aide, 88. Neer, 89. Seda, 93. Eni.
Lösung: Iwan Dsershinski

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Edith Bezauska, Nordhausen, 5500

2. Preis:
75,– M Gerhard Neumann, Fördergersdorf, 8211

3. Preis:
50,– M Ludwig Bernstein, Berlin, 1035

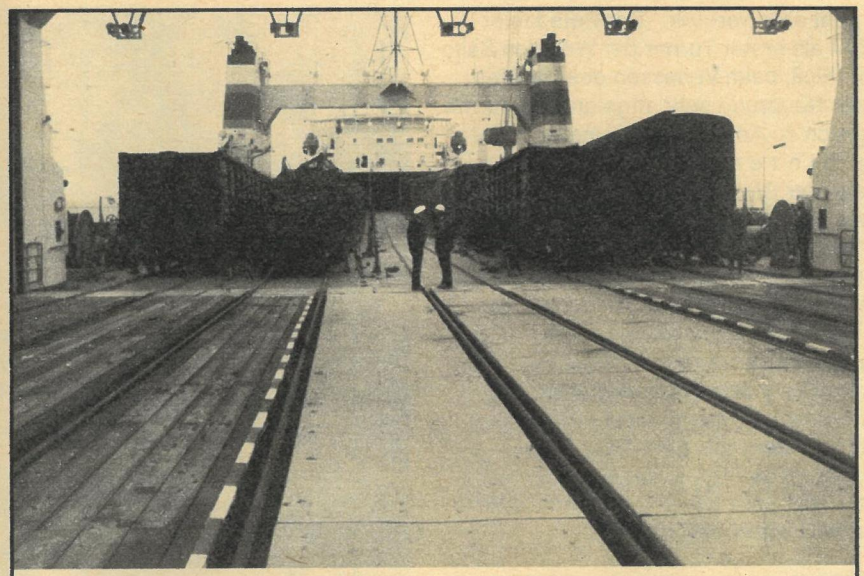
4.–8. Preis:
je 25,– M Irmgard Hunold, Hillersleben 1, 3241; Heinz-Joachim Hübner, Eisenhüttenstadt, 1220; Christa Stolz, Bautzen, 8600; Ursel Garz, Magdeburg, 3014; Rainer Bastin, Thale/Harz, 4308.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Frei nach dem gleichnamigen sowjetischen Märchen von Jewgeni Schwarz. Gezeichnet von Peter Muzeniek

Die beiden BRÜDER

In einem großen, schönen Wald lebt Förster Schwarzbart. Früh, wenn die Sonne eben aufgeht, verläßt er das Forsthaus, und erst wenn die Vögel schon ihre Köpfchen unter die Flügel stecken, kehrt er heim. Den ganzen Tag ist er lustig und guter Dinge, freut sich an den prächtigen Bäumen, an den springenden, kletternden, hüpfenden, spielenden, singenden Tieren. Doch immer langsamer wird sein Schritt, immer bekümmerter sein Gesicht, je näher er dem Forsthaus kommt. Förster Schwarzbart hat zwei Söhne, der große ist zwölf, der kleine eben sieben Jahre alt, und das sind rechte Zankteufel! Den ganzen Tag gellt ihr Gekreisch und Gezeter durch's Haus. – Eines Tages – draußen fällt in dicken Flocken der Schnee – spricht der Vater: „In wenigen Tagen geht das alte Jahr zu Ende. Es wäre höchste Zeit, in die Stadt zu fahren, Geschenke und Tannenbaumschmuck zu kaufen. Aber wie können wir euch alleinlassen?! Sicher werdet ihr den ganzen Tag nur streiten, euch womöglich noch prügeln! Und ohne mich kann Mutter nicht fahren, die Wölfe würden ganz sicher den Schlitten angreifen, wenn niemand da ist, der sie mit dem Gewehr in Schach hält… Ja, meine Lieben, es sieht traurig aus mit unserem Neujahrsfest…" – „Ich gebe dir mein Ehrenwort, ihr könnt ganz unbesorgt fahren, wir werden uns vertragen, ganz bestimmt", so bettelt der Große, ein aufgeweckter Junge, und schließlich willigt der Vater ein: „Drei Tage werden wir fort sein, du wirst mich in dieser Zeit vertreten, dich um den Kleinen und um das Haus kümmern!" – Die Mutter schmurgelt, brät und kocht für drei Tage das Essen, der Vater schafft Holz für den großen Ofen herbei. Am nächsten Morgen wikkeln sie sich in dicke Pelze und steigen in den Schlitten. Noch lange hören die Jungen das Knarren der Schlittenkufen und die Glöckchen, die am Geschirr des Pferdes läuten.



Die Deutsche Reichsbahn Fährkomplex Mukran

stellt ein:

- **Facharbeiter für Umschlagtechnik**
- **Umschlagarbeiter** (ungelernt)
- **Meister für Umschlagtechnik**
- **Triebfahrzeugführer**
- **Wagenmeister**
- **Schienenfahrzeugschlosser**
- **Expedienten**
- **Hoch- und Fachschulkader**

für die Technologie des Eisenbahntransports
für Großrechenanlagen (Programmierer,
Technologen und Wartungsingenieure)

Wir bieten:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag der Deutschen Reichsbahn
- Jahresendprämie
- Freifahrten bei der Deutschen Reichsbahn auch für Angehörige, darunter Fahrten ins Ausland
- Freifahrten zur Naherholung für die Familie im Umkreis von 50 km
- Unterbringung in modernen Wohnheimen
- Gute soziale Betreuung
- Ansiedlungsmöglichkeiten
- Qualifizierungsmöglichkeiten an unseren betrieblichen Bildungseinrichtungen

Bewerbungen und ausführlicher Lebenslauf sind zu richten an:

Deutsche Reichsbahn
Fährkomplex Mukran
Abteilung Kader und Bildung
PSF
Mukran
2355
Telefon: Post Saßnitz 4 31 03 oder 33 05
Basa: 96/76 31 03 oder 33 05

Reg.-Nr. 18/I/88

Auf Schatzsuche für uns alle

VEB
Erdöl—Erdgas
Grimmen

Zur Sicherung unserer Arbeitsaufgaben im Inland und im sozialistischen Ausland suchen wir:

Bohrarbeiter
Stahlbaumonteure
Elektromonteure
Baumaschinisten

Der Einsatz erfolgt unter Montagebedingungen in den Bezirken Schwerin, Magdeburg, Frankfurt-Oder, Neubrandenburg und Rostock sowie in der UdSSR.

Wir gewähren:

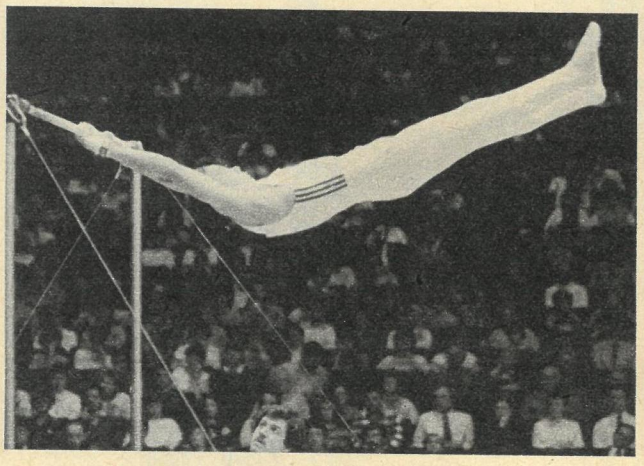
- Produktivlohn Geologie und Entschädigungszahlung für Montagetätigkeit
- zusätzliche Belohnung
- Jahresendprämie
- umfangreiche Vergünstigungen bei Auslandseinsatz
- gute Qualifizierungsmöglichkeiten
- Ferienplätze in der ČSSR und der VR Polen.

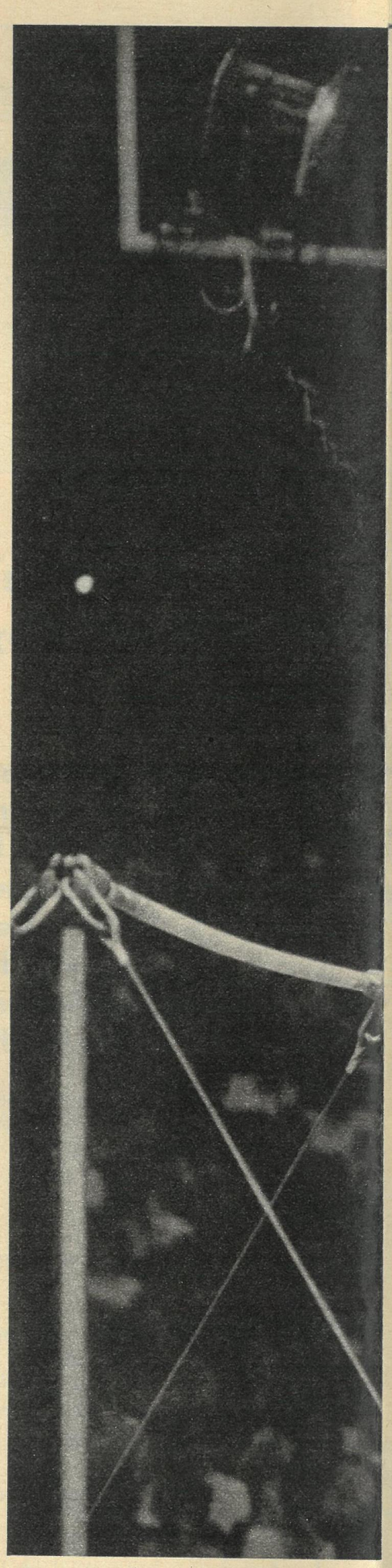
Ihre Bewerbung richten Sie bitte an

VEB Erdöl—Erdgas Grimmen
Kaderabteilung
Stoltenhäger Chaussee
Grimmen, 3220

Reg.-Nr. 20/I/88

„Moscow News"-Turnier. Das ist alljährlich für die Turner in aller Welt ein Termin fürs Merkbuch. Auch so etwas wie eine Messe der Meister von morgen. Wie zum Saisonauftakt '88 für den siebzehnjährigen Schüler Vitali Marinitsch. Ein Moskauer aus Odessa. Trainingsgefährte und Nacheiferer des vielfachen Weltmeisters Dmitri Bilosertschew. Am Königsgerät Reck, inmitten der Kür, hat er im „Olimpiskij" ein Element uraufgeführt, das vielleicht einmal seinen Namen tragen wird. Vor der Taufe als „Marinitsch-Salto" könnte man Kontersalto dazu sagen. Oder die ganze Bandbreite turnerischer Termini nutzen, was dann (hier in einer Bildfolge von Christoph Höhne meisterhaft festgehalten) so aussähe: Aus der Riesenfelge rückwärts Kontersalto in den Kammgriff-Hang. Zunächst macht das den Eindruck, als vermassele Marinitsch die 1977 von Alexander Tkatschew erfundene Kontergrätsche über die Stange. Doch plötzlich vollführt er einen Salto vorwärts und greift wieder zu. „Wenn das gelingen soll, muß die Konterbewegung auf den Punkt genau kommen", sagt Marinitsch. „Sonst geht alles verquer." Der Potsdamer Bernd Jäger, der 1974 als erster Turner der Welt den Salto nicht mehr nur am Schluß, beim Verlassen des Gerätes, zeigte, war von dieser Neuerung sehr angetan. „Ich turnte damals den Salto, gleich zu Anfang der Übung nach Ristgriff-Unterschwung, h i n t e r , Marinitsch macht ihn – beim Vorschwung aus der Riesenfelge – v o r der Stange. Das ist etwas ganz anderes, kein ‚Jäger' mehr, nur eine entfernte Abart davon. Und dieses fraglos beeindruckende Element könnte in seiner Virtuosität sogar noch gesteigert werden. Nach dem Salto in den Kammgriff-Hang gelangt, wechselt Marinitsch in den Ristgriff und macht eine Kippe. Das sieht wie ein Zwischenschwung aus. Ich könnte mir durchaus vorstellen, daß man nach Wiedererfassen der Stange nicht abkippt und erst einmal ‚baumelt', sondern aus dem Salto so viel Schwung mitbringt, um mit der Riesenfelge vorwärts direkt weiterzumachen. Nach wie vor sind dem Schöpferischen im Turnen keine Grenzen gesetzt."





14 Jahre Loopings zum „Anfassen" am Turnreck und immer verwegener:

Mit Kontersalto dem „Jäger" entfleucht

Warna 1974. Dreimal hebt sich der Vorhang für eine Weltmeisterschafts-Uraufführung am Reck. Daß die Hauptdarsteller dabei riesigen Eindruck machen, aber in der Schlußszene nur noch zuschauen oder sie in einer „medaillenlosen" Nebenrolle erleben, ist eine Paradoxie.

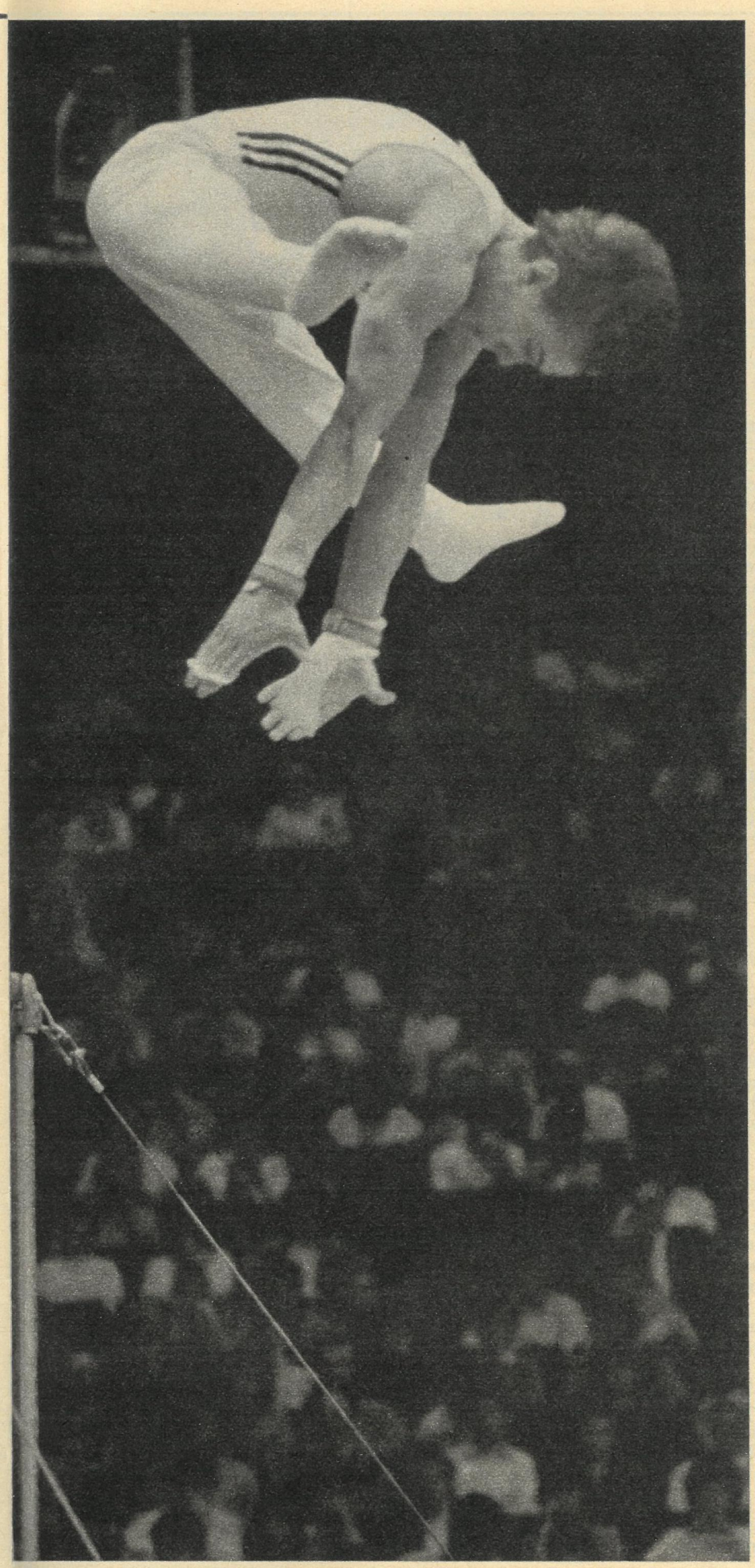
Mit dem Schicksal hadert zuerst der 22jährige Nikolai Andrianow aus Wladimir, der sich ansonsten schnurstracks auf dem Weg zu einem der besten Turner aller Zeiten befindet und auf der Favoritenliste steht. In der Pflicht setzt er das Felgabgrätschen zu steil an, muß die Beine anhocken, kommt aber nach Sturzflug wenigstens noch auf die Füße. Damit stark ins Hintertreffen geraten und am Reck bereits ohne Finalplatz, setzt er im Mehrkampf alles auf eine Karte und präsentiert in der Mannschafts-Kür als erster Turner der Welt als Abgang den dreifachen Salto.

So stiehlt er dem Japaner Mitsuo Tsukahara die Schau, der diese „fliegende Untertasse" ebenfalls in petto hatte. Als es dann in die Mehrkampf-Einzelentscheidung geht, wagt Andrianow das Ding noch einmal, hat aber zuviel Drehmoment und muß, als die Erde ihn wieder hat, auf dem Rücken abrollen. „Ich wollte alles versuchen, den eigentlich schon verlorenen Titelkampf gegen Shigeru Kasamatsu doch noch zu gewinnen", sagt Andrianow hernach. „Damit konnte ich nur rechnen, wenn ich das letzte Risiko einging. Fast, aber eben nur fast, wäre es mir ja auch gelungen." Daß der Musterschüler des Trainers Tolkatschow aus hoffnungslosem Rückstand noch auf Platz 2 vorstößt, ist eine Heldentat von ihm.

Im Moment, da der frischgebakkene Mehrkampf-Weltmeister Kasamatsu nach einer Schulterprellung beim Salto vorwärts in den Liegestütz am Boden sein Mandat fürs Reckfinale wieder zurückgibt, ist Tsukahara Japans letzter Hoffnungsträger am Reck. Mit dem höchsten Ausgangswert Spitzenreiter des Finales, kommt dort sein Adlerschwung mit ganzer Drehung zu steil und schräg obendrein. Diese mißliche Lage hindert ihn nicht daran, die darauffolgende Pirouette zu machen. Dabei kommt er nur noch mit einer Hand an die Stange und landet unfreiwillig. Daß Tsukahara trotz vieler Prophezeiungen kein einziges Mal den dreifachen Salto dargeboten hat, fällt kaum ins Gewicht. Statt dessen gibt er seinen für Olympia '72 in München erfundenen „Mondsalto" in der Hüfte angewinkelt (gebückt) zum besten, und das ist halt auch etwas Neues.

Uraufführung Nummer 3. Ein Einmannstück des Potsdamers Bernd Jäger – und wohl das turbulenteste. Schon im Training sind alle, vor allem die Japaner, ganz weg. Kaum hebt sich der Vorhang, und schon geschieht ein „Unding": Nach monströsem Ristgriff-Unterschwung läßt Jäger die Reckstange los und ergreift sie nach einem Grätschsalto vorwärts wieder mit beiden Händen. Salti nicht mehr nur als Schlußakt einer Übung – was Sachkenner bereits in Warna seherisch mit den einschneidenden Folgeerscheinungen des Fosbury-Flops im Hochsprung vergleichen.

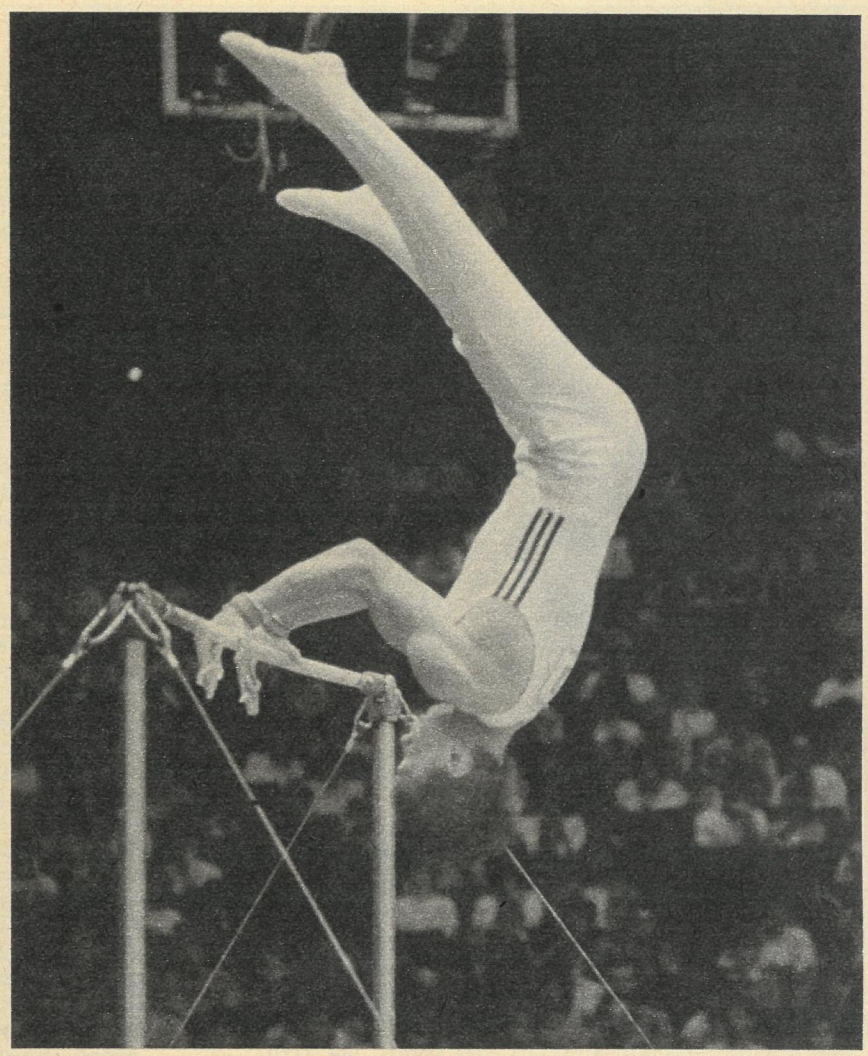
Dabei hat Bernd Jäger nur aus der Not eine Tugend gemacht. „Wegen ungenügender Sprungkraft an Boden und Pferd nicht besonders leistungsstark, wollte ich an meinem Lieblings- und Paradegerät Reck etwas bieten, womit ich auffiel und meine Chancen vergrößerte. Als ‚Baugrund' für meinen Salto nahmen Trainer Richard Karstädt und ich eine Anleihe bei Karin Janz auf, die bei ihrem Münchner Stufenbarren-Olympiasieg den Grätschsalto vorwärts zwischen den Holmen in den Hang am oberen Holm vorge-



führt hatte. Nun staune ich, daß ich in Warna soviel Aufsehen damit erregte. Noch schöner wär's, ich hätte diese Neuerung mit einer Medaille verziert." Die zu Bronze fehlenden fünf Hundertstelpunkte vergab Jäger in der Pflicht.

★

Seither gedeiht der vom Abgang unabhängige Salto in einer Reckkür mehr und mehr zur artistischen Luftnummer. Keiner, der den „Jäger" genauso turnt wie Jäger, macht ihn besser als der Potsdamer damals. Während sich Deltschew (Bulgarien) mit dem „Deltschew", Gienger (BRD) mit dem „Gienger" und Tkatschew (UdSSR) mit dem „Tkatschew" trotz verschiedener Variationen noch im gleichen Fahrwasser bewegten, fanden die nächstfolgenden Turngenerationen technisch andere Lösungsverfahren oder trieben das Saltoturnen inmitten der Kür auf die Spitze.



Riesenfelgen mit einem Arm davor und danach. Salto vorwärts wie rückwärts, mit Drehungen um die Längsachse, sogar mit gestrecktem Körper. Salti gleich doppelt über die Stange hinweg. Und dies alles hat „Familiennamen", weil die Terminologie des Turnens für den Normalverbraucher so schwer verständlich ist. Also der „Def": Salto rückwärts mit anderthalb Drehung in den Hang. Oder der „Gaylord": Doppelsalto vorwärts über die Stange in den Hang. Oder der „Kovacs": Doppelsalto rückwärts über die Stange in den Hang. Oder, nach Belieben, der „Pogorelow" oder „Winkler": Salto vorwärts gestreckt mit ganzer Drehung in den Hang.
Nun auch im Bunde der Jungstar Vitali Marinitsch. Und erst der Potsdamer Holger Behrendt! Das ist die Höhe: Doppelsalto rückwärts über die Stange („Kovacs") und Grätschsalto rückwärts mit halber Drehung (der „Deltschew") in einem Stück, ohne Kunstpause dazwischen! Jüngst uraufgeführt vor der eigenen Haustür. Sozusagen als eigenständiges Messemuster, damit jeder sah, daß so was tatsächlich möglich ist.

★

In Warna 1974 war auch der Leipziger Klaus Köste dabei. Schon einmal Weltmeisterschafts-Dritter, zweimal Europameister und ein Neuerer am Königsgerät, galt er als einer der besten Reckturner seiner Zeit. Er hatte herausgefunden, wie man durch Ausbücken auf originelle Weise dem „Steinemann" wieder entkommt, und als Abgang hatte er den „Köste" patentiert: Unterschwung – Salto vorwärts gebückt. Bereits einunddreißig und zwanzig Wettkampfjahre hinter sich (weshalb sein Freund Nikolai Andrianow „Otjez" – Vater – zu ihm sagte), wollte er eine große Abschiedsvorstellung geben. Die Zeichen dafür standen gut.
Doch im Training, bei seiner Neuerwerbung Doppelsalto am Boden, riß ihm nach zwei gelungenen Sprüngen wie aus heiterem Himmel kommend die Achillessehne. Heimflug. Das einzige, was ihn froh machte: Seine großen Widersacher am Reck, von Schachlin bis Kato, schrieben ihm tröstliche Briefe nach Haus. Und dort sann er noch einmal seiner Kür nach, mit der er auch diesmal wieder beträchtliche Chancen hatte. „Ich glaube", sagte gar er selbst voller Respekt vor ihr, „daß meine Übung nie mittelmäßig geturnt werden konnte. Wenn sie hundertprozentig stimmte, war sie schön, ging ein kleines Detail daneben, verlor sie allen Glanz. Sollte sie gelingen, brauchte ich zuallererst geistige Frische – und die hat man nicht jeden Tag..."
Diese geistige Frische ist heutigentags gefragt, wenn die Turner das Reck verlassen, durch die Lüfte fliegen und zum Ausgangspunkt zurückkehren. Holger Behrendt hat nach seiner turnerischen „Revolutions-Etüde" von Potsdam gesagt, erst während des Doppelsaltos über die Stange stelle sich ihm endgültig die Frage: Machst du jetzt noch den „Deltschew" oder nicht? Oje...

Hans Richard Vollbrecht

Hals über Kopf

Bei allen Völkern, in allen Sprachen beleben sprichwörtliche Wendungen durch ihre Treffsicherheit die Rede. Betrachten wir nur unseren eigenen Schatz an Sprichwörtern und idiomatischen Ausdrücken: Wie viele Situationen lassen sich beispielsweise mit: Das ist gehupft wie gesprungen! umschreiben – **Что в лоб – что по́ лбу!**

Bei einem Vergleich der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, ausgehend vom Russischen, können wir drei Gruppen unterscheiden. In die erste Gruppe, wo Form und Inhalt übereinstimmen, paßt **Рука́ ру́ку мо́ет** – Eine Hand wäscht die andere. Im Russischen läßt es sich nur kürzer ausdrücken, da diese Sprache keine Artikel hat.

Der zweiten Gruppe, wo der bildliche Ausdruck identisch ist, die sprachliche Form aber abweicht, können wir die Redensarten **Он живёт на широ́кую но́гу** und **сади́ться на го́лову** zuordnen. Während man bei uns auf großem Fuße lebt, so dortzulande auf breitem Fuße; wenn uns die Kinder über den Kopf wachsen oder uns gar auf dem Kopf herumtanzen, so setzen sie sich dort darauf. Diese nur in dem jeweiligen sprachlichen Gewand etwas verschiedenen Redewendungen werden in beiden Sprachen in der gleichen Situation angewandt: Von Schwierigkeiten mit den Sprößlingen dürfte so manches Elternpaar ein Lied singen können!

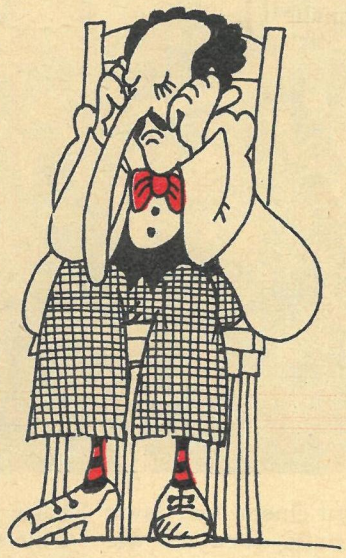
Nun zur dritten Gruppe von sprichwörtlichen Strukturen, für die es im Deutschen keine direkte Entsprechung gibt, die man aber zum Teil durch eine situationsgerechte deutsche Wendung ersetzen kann: Wenn einer **с больно́й голово́ы на здоро́вую ва́лит,** bedeutet dies, daß er etwas (eine Schuld) von seinem eigenen kranken Kopf auf den eines Gesunden abwälzt. Der eine also soll die Fehler des anderen ausbaden, die Zeche für ihn bezahlen. Hierher gehört auch unser Einstiegs-Sprichwort **Что в лоб – что по́ лбу.** Ob man an oder mit der Stirn zusammenprallt, ist gleichgültig, also gehupft wie gesprungen.

Bildhaftigkeit und Prägnanz der Redensarten, die uns so gefallen, ergeben sich aus ihrem konkreten Bezug, so etwa auf das Äußere des Menschen. Alle unsere Beispiele haben diesmal mit Körperteilen zu tun, und bei einigem Nachdenken wird Ihnen noch so manche „körpernahe" Wendung in Ihrer Muttersprache einfallen. Wenn nicht, brauchen Sie nicht den ganzen Kopf hängen zu lassen, besinnen Sie sich auf das Russische, dort hängt einem nur die Nase, wenn man traurig ist – **ве́шать нос.** Falls es einen Schuldigen an Ihrer Mißstimmung gibt, so ist seine Schuld unschwer zu erkennen, steht sie ihm doch auf der Stirn geschrieben – **на лбу напи́сано.** Wir sagen in solchen Fällen auch, daß wir sie ihm an der Nasenspitze ansehen. Und da man sich schließlich nicht alles gefallen lassen kann, muß man dem Widersacher den Hals einseifen – **намы́лить ше́ю,** das heißt, ihm gehörig den Kopf waschen. Natürlich wird der Gutmütige eher durch die Finger sehen – **смотре́ть сквозь па́льцы.** Für den Fall, daß Sie, russischsprachiges Gebiet bereisend, sich bis über beide Ohren verlieben, so sollten Sie das Eingeständnis dieses menschlichen Gefühls auf russisch parat haben: **Я влюби́лся по́ уши.** Wir wünschen Ihnen sehr, Ihre Angebetete möge vor Ihren Gefühlen nicht die Augen verschließen – **закрыва́ть на э́то глаза́!** Werden Sie jedoch nicht erhört, so trösten Sie sich mit der Redewendung **Се́рдцу не прика́жешь** – Dem Herzen kann man nicht befehlen, also Liebe läßt sich nicht erzwingen. So weit wollen wir auch gar nicht gehen. Aber wenn es uns gelungen ist, Ihr Interesse zu wecken, so ist dies ganz nach unserem Herzen beziehungsweise nach unserer Seele – **Э́то нам по душе́.**

Vielleicht erinnern Sie sich, liebe Leser, nicht mehr genau an ein russisches Sprichwort und möchten den Wortlaut wissen, oder Sie wollen gern eine deutsche Form ins Russische umgesetzt haben. Schreiben Sie uns! Wir gehen Ihnen gern zur Hand.

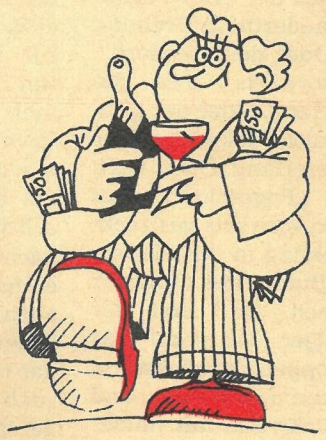
Hella Rymarowicz

сади́ться на го́лову

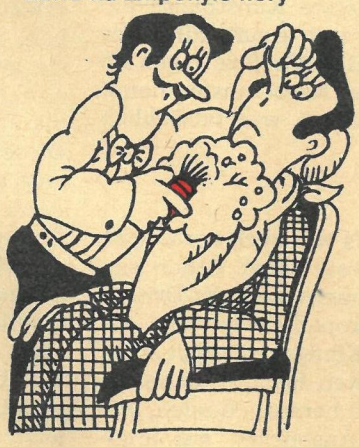


ве́шать нос

Russisch
In Redensarten



жить на широ́кую но́гу



ше́ю намы́лить

PREISFRAGE:
Was fehlt hier?

1. Рука рук моет.
2. смотреть сквозь палцы
3. на лбу писано

Zu gewinnen sind: Einmal 100 M, einmal 75 M und dreimal 50 M. Einsendeschluß: 8. Juni 1988, Auflösung in Heft 15/88; Ihre Postkarte senden Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056

Zeichnungen: Detlev Schüler

Leben auf Sachalin

Den Beitrag „Insel im Pila Kerkk" (FW 9/88) habe ich mehrmals gelesen, denn der Aha-Effekt war außerordentlich. Die Zitate von Anton Tschechow machen deutlich, wie sich ehemals rückständige Völker in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung entwickeln konnten. Probleme, die sich aus den veränderten Lebensbedingungen ergaben und immer wieder ergeben werden, halte ich für lösbar.

Ursel Riederer, Dresden

Man erlebt oft auf Reisen in die Sowjetunion, wie vorschnell manche über Unzulänglichkeiten urteilen, ohne die Vielfalt der Probleme, die allein aus der Größenordnung und Weite dieses Landes erwachsen, zu bedenken. Ich lese deshalb die Reportagen in der FREIEN WELT mit Interesse, sie lassen Wertvorstellungen oft in einem anderen Licht erscheinen.

Käthe Thode, Berlin

Diese Reportage ist ausgezeichnet. Ich hätte sie aber auf drei Hefte verteilt.

Wera Callmuth, Berlin

Die Beziehungen der sowjetischen Völker untereinander sind gerade in letzter

Sie fragen – wir antworten

Sibirien: Schicht mit kurzen Ärmeln

Seit Jahren interessiere ich mich für die Entwicklung in Sibirien, diesem an Bodenschätzen so reichen Landesteil, in dem aber nur acht Prozent der UdSSR-Bevölkerung leben. Wie löst man dort das Arbeitskräfteproblem?

Karl Lange, Cottbus

Die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit in Sibirien ist um das 1,2- bis 1,3fache höher als im Unionsdurchschnitt. Allein mit der einheimischen Bevölkerung ist das natürlich nicht zu schaffen. Deshalb praktiziert man die sogenannte Schichtmethode, die sich aber von dem, was wir als Drei-Schicht-System kennen, stark unterscheidet. Produktionsbrigaden, die man aus dem europäischen Teil der Sowjetunion einfliegt, arbeiten zum Beispiel einen Monat lang in den großen Erdöl- oder Erdgasproduktionsstätten ohne Sonn- und Feiertag, wobei der einzelne Arbeitstag länger als 8 Stunden ist. Dann fliegen sie wieder nach Hause und haben zwei bis drei Monate Urlaub. Kollegen übernehmen die nächste Schicht. Im Zuge der Umgestaltung hat die bekannte sowjetische Ökonomin, Akademiemitglied Tatjana Saslawskaja, vorgeschlagen, eine „Schichtmethode mit kurzen Ärmeln" zu versuchen. Die Brigaden sollten nicht mehr aus so sehr weit entfernten Wohnorten geholt werden. Vorteile dabei wären: Die Familien sind näher, die Schicht brauchte nicht mehr so lang zu sein. Ökonomisch – meint sie – würde der gleiche Effekt erzielt. Entsprechende Versuche sind angelaufen. Darüber hinaus wird in allen Produktionsbetrieben Sibiriens wegen der erschwerten Arbeitsbedingungen ein beträchtlicher Lohnzuschlag gezahlt. Um die Fluktuation trotz besserer materieller Zuwendungen einzudämmen, schlägt Tatjana Saslawskaja vor, die sozialen Bedingungen der Werktätigen Sibiriens drastisch zu verbessern, mehr und bessere Wohnungen, Kinder- und Vorschuleinrichtungen zu bauen, bessere Nahrungsmittel und Massenbedarfsgüter zur Verfügung zu stellen, die materiell-technische Basis des Bildungswesens weiterzuentwickeln, das Netz von Sanatorien, Erholungs- und Ferienheimen zu vergrößern.

Sonnhild Kutschmar

Zeit zu einem interessanten Gesprächsthema geworden. Der Beitrag zeigt, welche ungeheuren Leistungen die UdSSR schon vollbracht hat und welche sie noch vollbringen muß.

Michael Kitzing, Neubrandenburg

Wieviel Arbeit steckt in den bis ins kleinste Detail gehenden Ermittlungen über das Leben der Inselbewohner! Auch die lange Reihe der Fotos spiegelt das ausgezeichnet wider.

Hilde Resch, Dresden

Bemängeln möchte ich jedoch, daß der Beitrag an vielen Stellen zu langatmig geschrieben wurde, wodurch interessante Fakten wieder verlorengingen. Etwas kürzere Beiträge mit hohem Informationsgehalt blieben länger in Erinnerung.

Katrin Lange, Mühlenbeck

Ich hatte eigentlich gar nicht vor, mich eingehend mit dem Beitrag zu befassen. Da ich aber leidenschaftlich gern Kreuzworträtsel rate, war ich schließlich gezwungen, ihn zu lesen, sonst hätte ich das Rätsel nie lösen können. Schon nach den ersten Sätzen fesselte mich der Bericht derart, daß ich meine Absicht, Fernschachkarten zu bearbeiten, fallenließ. Ich habe es nicht bereut.

Kurt Jüptner, Bernburg

Unser Foto zeigt Schulkinder in Ocha.

Echt prima!

Ich bin ein Fan des Eiskunstlaufens, und vor allem von Katarina Witt. Deshalb möchte ich mich bei der gesamten Redaktion für den Beitrag über Kati bedanken („Meistens schien ihr die Sonne", FW 8/88)! Echt prima!

K. Gräfe, Jena

Kati privat in Budapest – besonders gefreut habe ich mich über die Qualität der Fotos.

Jörg Mende, Eberswalde-Finow

Wir gehörten zu den Erfurter Fans im Budapester Sportpalast, von denen Ihr Bericht schreibt. Natürlich fieberten wir mit Kati, wünschten wir ihr doch so sehr die dann auch errungene Krönung. Von unserem Platz aus fotografierten wir Meistertrainerin und Meisterin (Foto oben rechts).

Helga und Wolfgang Goszczak, Gotha

„Stromkreise"

Dieter Albert im „Dialog zwischen Schippe und Computer" (FW 8/88)! Noch genauso, wie er mir seit 1954 bekannt ist, voller Tatkraft und Energie. Als damals das Kraftwerk Trattendorf-Spremberg zehn Tage früher als geplant Strom lieferte, war ich dort als Verkäuferin in der Arbeiterversorgung tätig. Im Nationalen Aufbauwerk wurde aufgerufen, beim Bau von Wohnungen für die Kraftwerker mitzuhelfen. Die zwei besten Aufbauhelfer sollten mit Wohnungen ausgezeichnet werden, und ich gehörte dazu, hatte nun mit meiner kurz zuvor gegründeten Familie eine so komfortable Wohnung, wie sie zu der Zeit noch selten war. Dieter Albert hatte für alle ein offenes Ohr, nicht nur, was die Arbeit betraf, sondern auch für persönliche Probleme. Immer bemühte er sich um Lösungen. Das hat er, wie man liest, beibehalten!

Gisela Mildner, Spremberg

Nach dem Treffen der Jugendbrigadiere in Zeitz, an dem ich teilnahm, haben wir uns noch einmal Gedanken gemacht, wie wir den Anforderungen unserer Zeit immer besser gerecht werden können. Es steht für uns fest, daß wir weiterhin mit guten Leistungen vordere Plätze im sozialistischen Wettbewerb erzielen wollen! Ihr Beitrag, für den sich unsere Jugendbrigade „Karl Marx" im Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" auch im Namen des Genossen Dieter Albert herzlich bedankt, ist uns dabei Ansporn!

Bernd Bensch, Jänschwalde

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Detlev Steinberg, privat

Preisfrage

Heft 11/88 – – –

Wie heißt der sowjetische Nobelpreisträger, der fast 30 Jahre in der Moskauer Kossyginstraße gewirkt hat?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 x 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 14/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 8. Juni 1988. Auflösung von Heft 8/88: Gesamtlateinamerika und der Südpazifik mit den Kernpunkten Neuseeland und Australien sind die beiden bisher bestehenden kernwaffenfreien Gebiete auf der Erde. Wir gratulieren Werner Strobach, Dresden.

...und weitere sollten folgen

Schnell könnten neue weite Gebiete in der Welt kernwaffenfrei werden, zum Beispiel Afrika, Grönland, Island, Nordeuropa, Mitteleuropa. Deshalb begrüße ich den Vorschlag unseres Staatsratsvorsitzenden für eine entsprechende Konferenz in Berlin. Die DDR und die ČSSR sind bereit, ihre Territorien in eine kernwaffenfreie Zone einzubeziehen. Die Regierung der BRD sollte die ausgestreckte Hand ergreifen.

Renate Hesse, Königs Wusterhausen

Mein eigener Pionier

Liebe Pioniere der 4a! In der FREIEN WELT 8/88 las ich Euren Aufruf. Eine gute Sache, Euer Vorhaben. Ich war nicht als Pionier in Artek, sondern 1976 als Teilnehmer einer Reisegruppe von Veteranen. Das Zentrale Pionierlager war eine Station unserer Reise. Herzlich wurden wir bei unserer Ankunft dort begrüßt. Jeder von uns wurde von einem Leninpionier begleitet und durch das Lager geführt. Mein Pionier hieß Viktor Tarassenko. Im Sommer verbringen die Kinder hier 30, außerhalb der Saison 40 Tage, wobei es in der Schulzeit Unterricht gibt. Wie ihr wißt, sind dort in den Ferien Kinder aus allen Ländern der Welt zu Gast. Davon konnte ich mich selbst überzeugen.

Wilhelm Holl, Erfurt

Meine Erinnerungen liegen fast 40 Jahre zurück. Zweimal war ich in Artek, 1949 und 1951 (Foto), beidemal als Teilnehmer einer Pionierleiterdelegation. Unser Interesse war groß, wollten wir doch auch für unsere Ferienlager die Erfahrungen von Artek nutzen. Beeindruckend waren neben der wunderschönen Landschaft die Lehrkabinette und Arbeitsgemeinschaften sowie die literarischen Kenntnisse der Leninpioniere. Mir gefiel auch ihre spezielle Artek-Kleidung mit den weißen Mützen. Wie wichtig und zweckmäßig sie war, sollten wir noch selbst merken. Die Julisonne am Schwarzen Meer hatte es in sich. Bei einer Bootsfahrt von Artek nach Jalta war ich glücklicherweise dem Rat unserer Begleiter gefolgt, hatte Mütze und Hemd anbehalten. Somit blieb mir der Sonnenbrand erspart.

Dr. Klaus Herde, Berlin

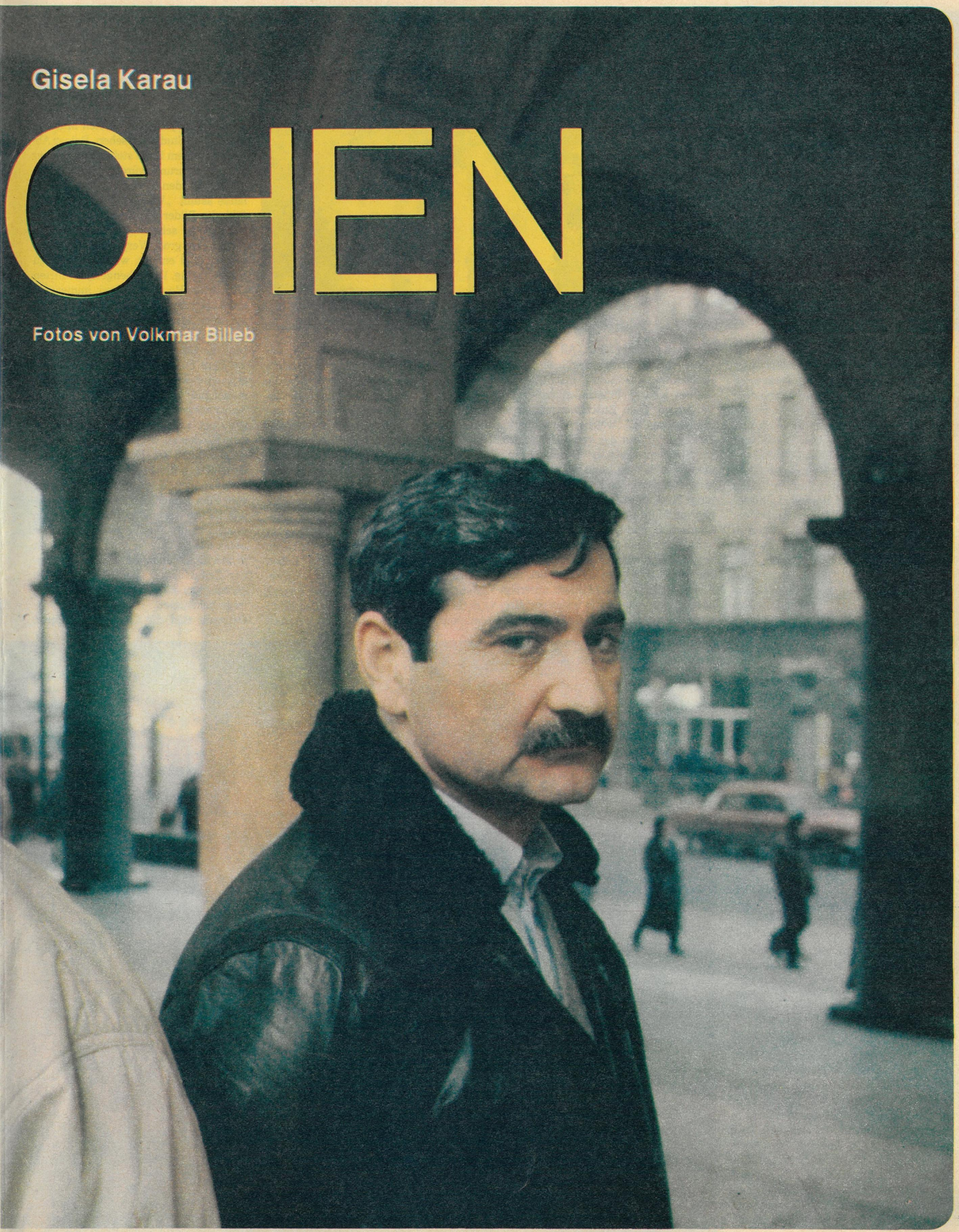
DIE UNGLEI

Als dieses Foto in der Innenstadt von Tbilissi entstand, sah ich zu. Es verblüffte mich, mit welcher Disziplin zwei berühmte Regisseure, Eldar (links) und Georgi Schengelaja, sich der Kamera stellten. Das war nicht Eitelkeit. Das war Respekt vor professioneller Arbeit, wie auch sie selbst sie leisten. In dieser Beziehung sind sich die beiden Brüder ähnlich: Energisch, ehrgeizig, mit eigenwilligen Vorstellungen von der Welt gehen sie an die künstlerische Entdeckung der Wahrheit und der Widersprüche des Lebens, jeder mit seinem unverwechselbaren Stil, volksverbunden, mutig.

Gisela Karau

CHEN

Fotos von Volkmar Billeb



Über Eldars Schreibtisch im Verband der georgischen Filmschaffenden hängt ein Bild, das mir bekannt vorkommt. Kein besonders wertvolles. Irgendein Gewässer umspült irgendwelche Berge. Das ist doch – natürlich, der Schinken, der in seinem Film „Das Blaue vom Himmel“ dauernd schief hängt und seinem Besitzer auf den Kopf zu fallen droht. „Bei mir hat es einen festen Nagel“, beteuert der Regisseur und lächelt. Das Lächeln gehört zu seinem Naturell wie seine blauen Augen. Auffälliger Gegensatz zum ernsten Wesen des jüngeren Bruders Georgi, der braune Augen hat. Eldar sagt: „Mit blauen Augen sieht man die Welt anders als mit braunen, blaue sind leichtsinniger, braune dramatisch.“

Da scheint mir etwas dran zu sein, wenn ich die beiden Filme vergleiche, die ich von den Brüdern kenne. „Das Blaue vom Himmel“ ist zwar kein leichtsinniges Werk, aber es wirkt mit leichter Hand gemacht. Mit Komik bis zur drastischen Zuspitzung, wie wir das an Filmen aus Georgien kennen und mögen, werden am Beispiel eines schlampig arbeitenden Verlages gesellschaftliche Zustände parodiert, die Eldar „Wattebürokratie“ nennt. Er ist stolz darauf, daß er mit seiner Arbeit ideologischen Anteil an der Vorbereitung der gesellschaftlichen Umgestaltung hat. „Die Kunst erregt durch Emotionen auch das Vergnügen am Denken“, sagt er. Aber – es sei natürlich eine Illusion zu glauben, daß die Leute nach dem Ansehen eines Filmes losgingen und alles besser machten. Doch könnten sie zu Einsichten und Erkenntnissen gelangen, die sie für eine kritische und selbstkritische Betrachtung ihres Lebens und ihrer Arbeit brauchen. Filmkunst könne demokratische Aktivität auslösen.

Während bei Eldar ein junger Dichter der Gegenwart die Identifikationsfigur ist, handelt es sich in Georgi Schengelajas Film „Reise eines jungen Komponisten“ um einen musikbesessenen Jüngling, der im Jahre 1907 durch Georgien zieht, um Volkslieder zu sammeln. Das mutet zunächst idyllisch an, wird aber höchst dramatisch, denn die Wege dieses Unpolitischen kreuzen sich mit denen reaktionärer Banditen, denen alles Künstlerische, Intellektuelle verhaßt ist. Überall, wo er ahnungslos den Fuß hingesetzt hat, fließt Blut. All die guten Leute, die er nach einer Liste seines Professors ausfindig macht, vom Bauern bis zur Fürstin, stürzt er ins Verderben. Dem Zuschauer nimmt es den Atem, mit welcher furchtbaren Zwangsläufigkeit das erzählt wird, wie in Shakespeareschen Dramen ahnt man, was kommt, und kann es doch nicht aufhalten. Am Ende bleibt nur der junge Komponist am Leben, allein in einer von Mord und Brand geschändeten Landschaft, und hat doch das Beste gewollt, war darauf aus, historisch Kostbares für Gegenwart und Zukunft zu bewahren. Georgi Schengelaja, der dem Film Musik Gustav Mahlers unterlegt hat, spricht von seinem intuitiven Herangehen an diesen Stoff. Die Mutter, eine berühmte Filmschauspielerin, war Sproß einer Fürstenfamilie. Sie erzählte manches, und sie besaß alte Bilder, die Georgi inspirierten. Der Reise des jungen Komponisten im Film waren Reisen des Regisseurs durch die Heimat vorausgegangen, bei denen ihm die vorrevolutionäre Gesellschaft Georgiens, ihre Wurzeln, Kultur und Rohheit, Güte und Terror, vorstellbar wurden.

Wacher Umgang mit ihrer Geschichte ist ein wesentliches Anliegen der georgischen Künstler, geistige Bindung an Überliefertes und kritisches Befragen der Vorfahren, um das heutige Leben zu bewältigen, auf das morgige vorbereitet zu sein. Georgi Schengelaja nennt es die „Weitergabe der nationalen Information“, und „dabei können wir uns an erhabenen Mustern orientieren“, sagt er.

Die Brüder Schengelaja kommen aus einer Filmfamilie. Ihr Vater, Nikolai, war einer der ersten Regisseure der jungen sowjetischen Kinematographie. Er ist, wie die Mutter Nata Watschnadse auf Fotos im jüngst eröffneten Museum des Grusia-Studios zu sehen. Beider Abbild in weißem Stein steht auch in jener Reihe verehrungswürdiger Persönlichkeiten, die den Ehrenhain im Filmgelände säumt. „Was ist das für ein Gefühl, die Bilder der Eltern auf Sockeln vor sich zu sehen?“ frage ich Georgi. „Es ist eine große Verpflichtung“, erwidert er und erzählt, wie es damals zu Hause zuging. Die Schengelajas führten ein offenes Haus in Tbilissi, immer waren Filmleute zu Besuch, „wir wuchsen auf dem Schoß von Künstlern heran, demokratischen, uneigennützigen Leuten.“ Er sieht die schöne Mutter noch auf dem Fußboden knieen und scheuern, oder wie sie am Kochherd steht, manchmal im Kostüm, wenn sie aus dem nahegelegenen Studio gekommen war, um zwischen den Dreharbeiten ihre Kinder zu versorgen. Abends saß sie bei ihnen am Bett und wußte mit Geschichten die Phantasie der Knaben zu entzünden. Sie wollte nicht, daß sie zum Film gingen. Als Nikolai Schengelaja tödlich verunglückt war, hatte sie es schwer, die Familie zu ernähren. Sie nahm alle möglichen Arbeiten an, denn in den fünfziger Jahren, sagt Georgi, einer Zeit künstlerischer Stagnation im georgischen Film, habe sie kaum Aufträge bekommen.

Dennoch sind die Söhne den Spuren

Die Büsten der Eltern – Nikolai Schengelaja und Nata Watschnadse (1. u. 2. links) – im Ehrenhain des Grusia-Studios (Foto links oben)

Betriebsam, beschaulich – Tbilissis Rustaweliprospekt (Foto unten)

der Eltern gefolgt. Schon in Kinderjahren hatten sie kleine Filmrollen gespielt. Von Eldar höre ich, Georgi sei der bedeutendere Star gewesen, mit vier Jahren hätte er vor Vaters Kamera sehr überzeugend Weintrauben gegessen, während man ihn, Eldar, einmal mit nacktem Hintern filmte, was sehr beschämend für ihn gewesen sei. Darum habe er sich geweigert, weiterhin als Mime in Erscheinung zu treten. Georgi tut das bis heute, er steht ebenso gern vor wie hinter der Kamera. Eldar wurde einmal im Auto von der Miliz gestoppt. „Du bist der Bruder von Georgi Schengelaja?" fragten ihn die Polizisten, als sie seinen Ausweis lasen, „na, dann fahr weiter!"

Daß Eldar seit über zwanzig Jahren 1. Sekretär des Georgischen Filmverbandes ist, hätte ihm wenig genützt. Das ist eine selbstlose Tätigkeit, von der er seufzend sagt, sie zwinge ihn mehr zur Beschäftigung mit den Stoffen anderer als mit seinen eigenen; ein Zwiespalt, den jeder Künstler kennt, wenn er ein Amt auf sich nimmt. Dennoch schätzt er diese Funktion, in die er auf dem letzten Kongreß wiedergewählt wurde, während andere durchfielen. Die demokratische Entscheidung der Mitglieder ehrt ihn, und so stellt er sich seinen Aufgaben, von denen ihm die liebste die Förderung der Jungen ist. „Jede Zeit muß neue Talente hervorbringen, sonst gibt es Stillstand. Es kommen interessante Leute von unseren Instituten."

Manche wollen bei der Umgestaltung das Kind mit dem Bade ausschütten. Eldar ist dafür, Traditionen zu hüten – wie sie sich für uns mit dem unvergeßlichen Film „Der Vater des Soldaten" verbinden – und zugleich den ehrgeizigen Absichten des Nachwuchses Raum zu verschaffen. Ich befrage einen seiner Schützlinge, den jungen Regisseur Zinzadse, bei Dreharbeiten für seinen Debütfilm, was er von Eldar Schengelaja gelernt habe. „Er kann uns viel geben", sagt der Schwarzbärtige im Jeansanzug, „das Wichtigste, was wir von ihm mitbekommen haben, ist das Verhalten zur Wahrheit, ein schöpferisches Verhalten mit Ehrlichkeit vor sich selbst." Von seinem Film habe ich leider nur eine Szene gesehen, in der ein Hellseher auftritt. Sie spielte in einem abrißreifen Klubhaus, das Publikum war Straßenvolk, die Georgier arbeiten gern mit Laiendarstellern, und sie haben es dabei mit Naturtalenten zu tun.

Zinzadse hatte Mühe, Frauen, die vom Markt gekommen schienen, und Männern, unter deren Mänteln Kriegsorden schimmerten, das Mikrophon zu entwinden, in das sie während der Pausen lauthals Lieder sangen, oder Verse deklamierten, vom Beifall der übrigen Komparsen angefeuert. Ich dachte, dies gehöre zum Film, wurde aber aufgeklärt, daß es sich um spontane Ausbrüche von Kunstsinn handele. Als die Scheinwerfer den befrackten Hellseher auf der Bühne aus der Dunkelheit schnitten, versetzten sich alle sofort in die Rolle, die sie als Varietépublikum zu spielen hatten. Und einige sprachen bei den mehrfachen Wiederholungen der Aufnahme leise den Text mit.

„Filmkunst in Georgien muß mit verfeinerten ästhetischen Ansprüchen und gesteigerten geistigen Erwartungen rechnen. Schon seit den zwanziger Jahren haben wir unsere nationale Kinoschule mit kräftigem Kolorit", erklärt mir Eldar, „alle Branchen waren an ihrer Entstehung beteiligt. Das Theater, die Literatur, die Malerei, die Musik. Der Film ist eine synthetische Kunst, und der kaukasische Kulturboden bildet dafür einen guten Humus." Meine Frage nach seinem nächsten Thema beantwortet er philosophisch. „Mich beschäftigt unser heutiges Leben, daß die Leute nicht ihre geistigen Grundlagen, ihren Geschichtssinn verlieren, das, was den Menschen erst zum Menschen macht. Sonst existiert er nur physisch."

Ansehenswert wie Schengelajas Filmbilder – Balkone gehören zum traditionellen Bild der Altstadt

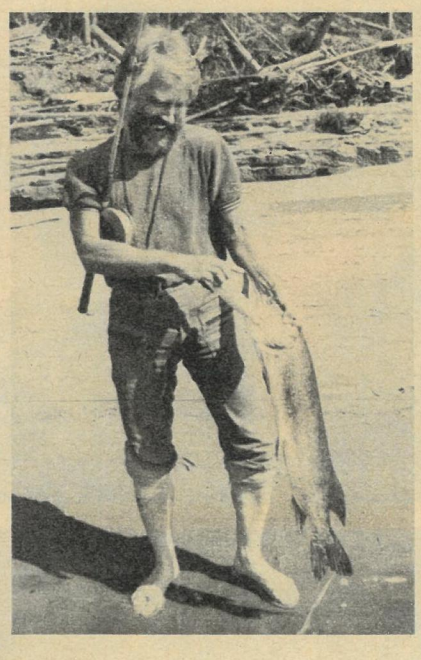
DIE UNGLEICHEN

So ähnlich würde das sicher auch Georgi gesagt haben. Es läßt mich an eine der Reden Michail Gorbatschows denken, in der er auf die Notwendigkeit einer prägnanten Geschichtsdarstellung verwies mit Siegen und Niederlagen, revolutionärem Enthusiasmus und Entdeckungen, auch mit dem Sozialismus wesensfremden Fehlern, mit Lichtem wie mit Tragischem.

Ein großes Feld für die Kunst, die Brüder Schengelaja werden es bearbeiten, jeder auf seine Weise, einer als Partner des anderen, als gegenseitige Ratgeber vom Drehbuch bis zur Montage, der verantwortungsvollsten Phase, wie Eldar sagt. Da höre man nur auf Menschen, denen man vertraue. Ob braune oder blaue Augen, beide besitzen, was die von den Georgiern verehrten alten Griechen den Ernst der Klugen nannten.

Volkmar Billeb hat unsere Autorin mit seiner Kamera in Georgien (FW 5/88: „Dichters Ort und Dichters Sinn – Otar Tschiladse") begleitet. Wir danken APN und Nina Charitonowa für ihre freundliche Unterstützung während dieser Reise.

Es war keine beneidenswerte Position... Bis zur Brust im Wasser stehend hielt ich über meinem Kopf die Fototasche mit dem obenauf gepackten halbmeterlangen Teleobjektiv. Manchmal rollte eine Woge über mich hinweg, ohne bisher die Tasche zu erreichen. Schon vom nächsten Schwall konnte ich umgerissen werden. – Wo war Awsar, der Heger? Kein Riese von Gestalt, schien er versunken in dem Aufruhr... Doch da tauchte er unter seiner gewaltigen Tellermütze wieder auf, spuckte Brackwasser, schrie mir etwas zu.
Dabei hatte unsere Pirsch auf die Flamingos so vielversprechend begonnen. Das flache Boot mit dem robusten Heckmotor brachte uns über die freie, vom Wind geriffelte Wasserfläche der Meeresbucht.



Stichwort: Kysyl-Agatsch

Das Staatliche Naturschutzgebiet, das – 1929 gegründet – den Namen „S. M. Kirow" erhielt, gehört zu den ältesten dieser Art in der Sowjetunion. Auf rund 900 Quadratkilometern umfaßt es südlich von Baku einen Teil der Mündungsebene des kaukasischen Bergflusses Kura am Kaspischen Meer; das geschützte Gebiet bildet rings um die Kirow-Bucht ein nahezu in sich abgeschlossenes „Aquatorium" mit ausgedehnten Flachwasserzonen, Schilfwäldern, Ufersümpfen und Ansiedlungen salzliebender Pflanzen auf Halbwüstengrund.
Als Überwinterungsstätte zahlreicher Gänse, Enten, Schwäne und Tauchhühner ist Kysyl-Agatsch von Bedeutung für den internationalen Vogelschutz. Das Rotbuch der seltenen, stark gefährdeten Arten verzeichnet solche „prominenten" Wintergäste wie den Krauskopfpelikan, die arktische Rothalsgans und den Flamingo, dazu Wanderfalke und Zwergtrappe. Ganzjährig haben sich verschiedene Formen von Reihern angesiedelt, im Hinterland der Küste finden sie ein ungestörtes Brutrevier.
Neuerdings widmen sich Ökologen an der Kirow-Bucht der Untersuchung von Vorgängen, die mit dem schwankenden Wasserspiegel des Kaspi in Zusammenhang stehen; sie studieren „anthropogene" Einwirkungen menschlicher Wirtschaftstätigkeit auf das Reservat.

Exkursion ins Watt

Lew Wejsman – Jäger, Angler, bekannter Fotograf des Tierlebens – berichtet vom Naturschutzgebiet Kysyl-Agatsch an der aserbaidshanischen Küste des Kaspischen Meeres.

Dann drang Steuermann Awsar in den Schilfdschungel ein, fand zuverlässig seinen Weg durch das Labyrinth kaum sichtbarer Schneisen, bis wir wieder offenes Wasser vor uns sahen und, wie im Watt auf seichtem Schlickgrund watend, eine unübersehbare Schar hell schimmernder Flamingos.
Von ihnen, den Märchenvögeln des Südens, hatte ich geträumt bei meinen Streifzügen in der eisigen Arktis. Nicht nur ihre exotische Schönheit, auch die Eigenart der Lebensweise hatte es mir angetan. Von der Ernährung her sind Flamingos an Salzwasser gebunden, doch muß auch Süßwasser erreichbar sein; sie benötigen es vor allem zum Baden. Kleine Wasserpflanzen und Weichtiere, Algen, Einzeller, Krebschen und Wasserinsekten werden aufgenommen. Der wenig dehnbare Schlund kann größere Brocken nicht bewältigen. Lieblingsspeise sind die etwa zentimeterlangen Larven der Salzfliege; man hat errechnet, daß jeder der drei Kilogramm schweren Vögel täglich etwa 32 000 Larven fressen muß.
Einzigartig die Konstruktion des Hakenschnabels: Der Flamingo beugt unter Wasser den Hals so weit vor, daß der massige Unterschnabel oben liegt. Zunge und Kehle pumpen Schlamm und Wasser durch eine Öffnung an der Schnabelspitze ein und drücken die Flüssigkeit am Schnabelgrunde wieder hinaus, wobei selbst feinste Nahrungsbröckchen wie in einem Filter an den Hornleisten des Schnabels hängenbleiben. Den Tagesbedarf eines erwachsenen Exemplars an Salinenkrebsen (die mit bloßem Auge gerade noch sichtbar sind) schätzen Biologen auf 120 000 Stück. Rechnet man tausend Krebschen auf einen Liter Wasser, so muß der Vogel täglich 120 Liter durch den engen Schnabel seihen.

Nun sind mir Flamingos auf „Schußweite" nahe, aber der ganze Trupp flüchtet vor dem herantreibenden Kahn; mit Riesenschritten, die langen Hälse weit vorgestreckt, nehmen die Vögel Anlauf, schwingen sich in die Luft. Auffliegend spreizen sie die tiefroten Außen- und Unterseiten der Flügel. Wie lodernder Feuerschein ergießt sich die Spiegelung über das Wasser. In wenigen Augenblicken ist das Schauspiel vorbei. Die Vögel formieren sich zum Kreis, der als rosa Band auseinanderfließt. Der Schwarm entschwindet in der Ferne; ich weiß nicht, wie oft ich abgedrückt habe, ob wenigstens ein einziges Motiv brauchbar sein könnte.
Besorgt blinzelt Awsar gen Himmel, murmelt etwas von Umkehr, doch ich stelle mich auf beiden Ohren taub. Im Gestrüpp stöbern wir – allerdings vergeblich – nach dem scheuen Sultanshuhn, einer hübschen, bunt gefärbten Ralle. Dabei habe ich nur den einen Gedanken – mein Glück mit den Flamingos zu versuchen, wenn sie sich nochmals in unserer Nähe niederlassen.

Bild oben: Kysyl-Agatsch beherbergt eine der volkreichsten Brutkolonien des in Europa als Fischräuber verschrieenen und weithin ausgerotteten Kormorans aus der Familie der Scharben.

Links: Der den Ibissen verwandte Löffler, eine besonders seltene, streng geschützte Art, bewohnt ganzjährig das Reservat, zieht hier seinen Nachwuchs auf.

Kein Flamingo ist am Himmel zu erblicken, doch Sturmwolken türmen sich auf. Hinter dem schützenden Schilfgürtel tobt das Meer. Unbewegten Gesichts steuert Awsar unser Fahrzeug zwischen schaumgekrönten Wogenkämmen zum jenseitigen Ufer. Ein paar hundert Meter vor dem Küstenrand läuft sich das Boot fest, wird von einer hohen Welle überspült.

Mühsam landwärts watend setzen wir Fuß vor Fuß; jeder Schritt verlangt eine beinahe übermenschliche Anstrengung, den Stiefel aus dem zähen Schlick zu ziehen. Es scheint, als bleibe das Land unerreichbar. Ohne die schwere Tasche ginge es leichter. Aber ich bezwinge die Versuchung, meine Last abzuwerfen. Ein Fotograf kommt nur mit seiner Ausrüstung an!

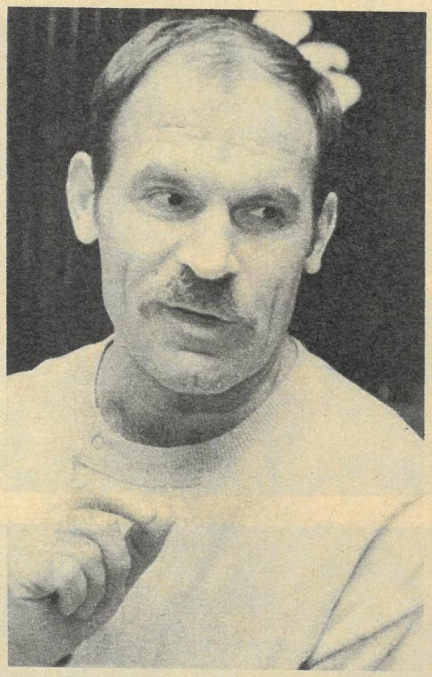
Endlich, nach einer halben Ewigkeit, steigt der Boden höher, ich kann meine Tasche vor die Brust nehmen; wir finden eine Gasse durch das Röhricht und stehen

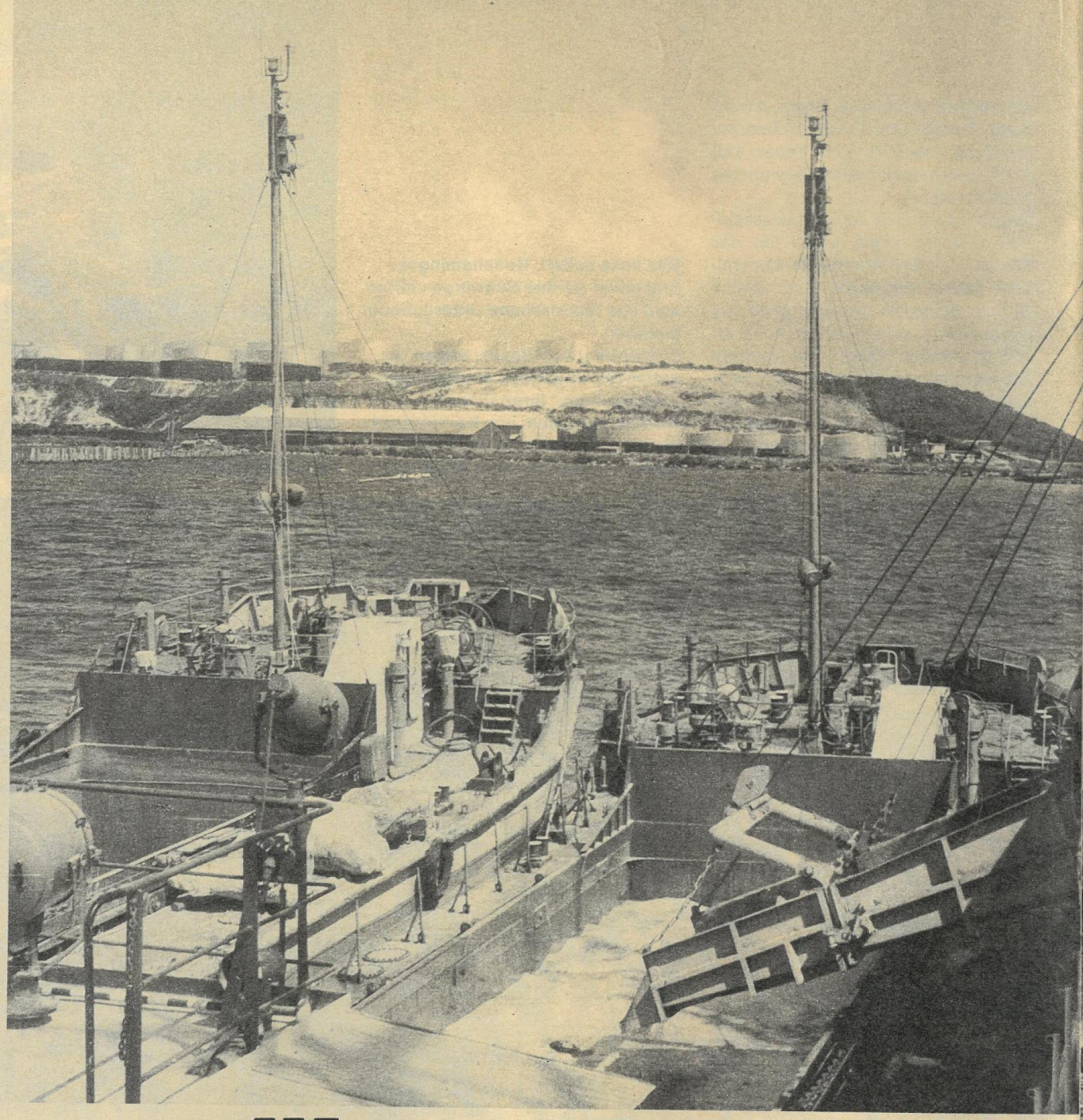
schließlich auf festem Land. Awsar trägt Zweige von Dornbüschen zusammen, zaubert ein Feuer mit Hilfe seiner wasserdicht bewahrten Streichhölzer.

Während er sich an der prasselnden Glut erwärmt, gieße ich das Wasser aus der Fototasche, kontrolliere meine Apparate. Zum Glück ist der Schaden weniger groß als befürchtet. Glück habe ich auch an den folgenden Tagen mit meinen Aufnahmen – nicht zuletzt mit dem Luftbild (unten) von der wie ein Blütenteppich über der Lagune ausgebreiteten Flamingoschar.

Zusatzfoto: A. Saizew

Bild links außen: Rosaflamingos. Erst wenn sie ihre Schwingen lüften, wird das feuerfarbene Untergefieder sichtbar.
Links oben: Auf Wasserwegen versehen die Heger des einzigartigen „Aquatoriums" ihren Dienst.
Rechts: Nistbaum von Kormoranen; die ätzende Ausscheidung der Ruderfüßer bringt ihn zum Absterben.



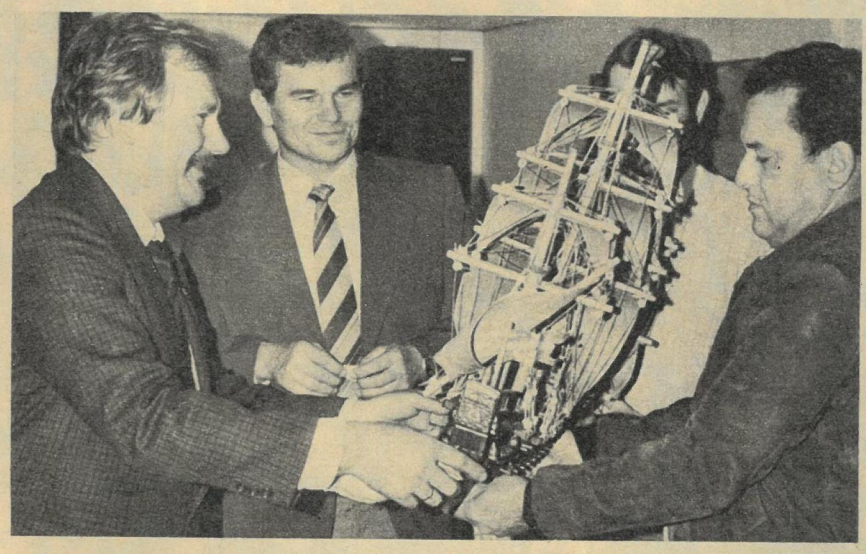


Per Bagger übern Atlantik

Seit Kolumbus' Zeiten überquerte mancherlei Wassergefährt den Atlantischen Ozean: Segler, Dampfschiffe, moderne Liner. Mancher war auch zweifelhafter Rekorde wegen auf dem Surfbrett oder im Ruderboot unterwegs. Ein ungewöhnlicher Schiffskonvoi kam aus Rostock...

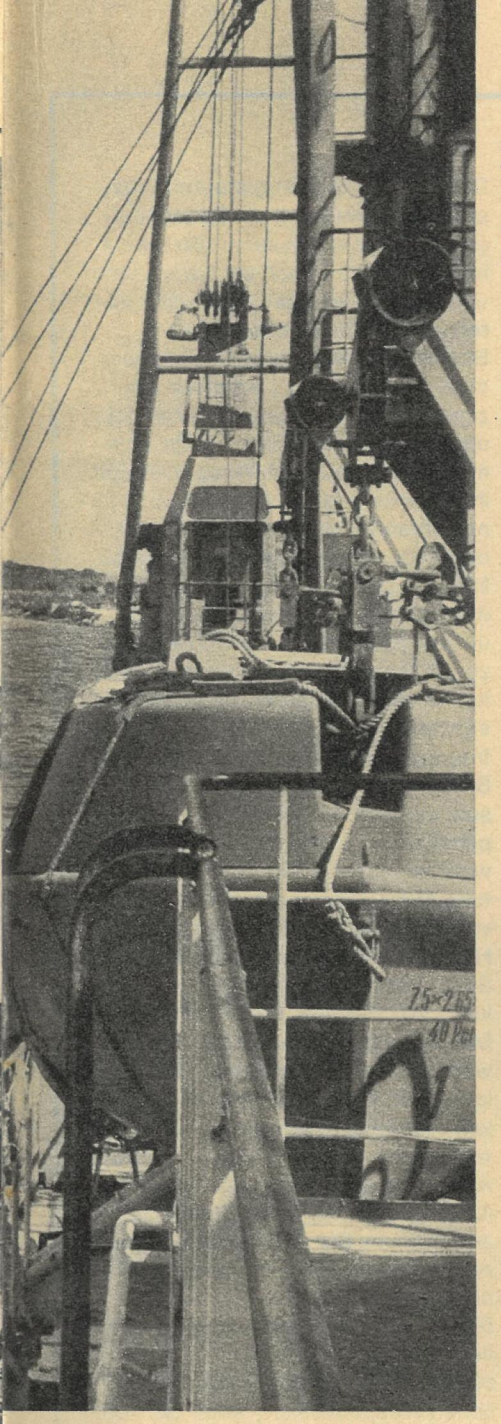
Obwohl schon einige Zeit wieder in der Heimat, werden sie noch oft nach ihrer ungewöhnlichen Atlantiküberquerung gefragt: die Kapitäne Erwin Halt (Foto ganz oben) und Lutz Timm (oben). Sie führten den „Wolgast", einen gewaltigen Eimerkettenschwimmbagger, von Rostock ins kubanische Nuevitas (Foto oben) und zurück. In einem solchen pontonförmigen Wasserfahrzeug, dem man wegen der Kentergefahr nicht mehr als 30 Grad Krängung zumuten sollte, über den Atlantik zu schippern, stellt eine außerordentliche seemännische Leistung dar. Denn der „Wolgast" sieht nur von vorn wie ein richtiges Schiff aus, mit steilem Bug und Kommandobrücke. Alles andere erinnert eher an einen Tagebauriesen in der Braunkohle: 48 Eimer mit je 750 Liter Rauminhalt kreisen unablässig mitt- bis achterschiffs und befördern vom Meeresgrund ans Tageslicht, was dort im Wege ist (Foto unten rechts).

Dem „Wolgast" und der Rostocker Bagger-, Bugsier- und Bergungsreederei (BBB) ging ein guter internationaler Ruf voraus, erworben in 35 Jahren erfolgreichen Einsatzes rund um Europa. Deshalb waren Experten von der Karibikinsel angereist und studierten die Leistungen des Baggers beim Bau des Fährhafens Mukran. Sie zeigten sich beeindruckt und verhandelten über seinen Einsatz in Kuba, wo die Häfen bei einem durchschnittlichen Jahreszuwachs des Güterumschlags von sieben Prozent aus den Nähten platzen. Allein in Nuevitas



sollen neben den beiden 1942 gebauten zwei Piers auf der Halbinsel Pastilillo bis 1990 vier weitere neue Liegeplätze entstehen. Da die technische Flotte des Landes gegenwärtig nur über Saugbagger verfügt, die lediglich zum Reinhalten des Fahrwassers geeignet sind, benötigte man ausländische Hilfe zu günstigen Bedingungen. Die Kubaner fanden sie in der DDR. Über einen RGW-Kredit wurde ein mehrjähriger Einsatz des „Wolgast" nebst vier Motorklappschuten finanziert.

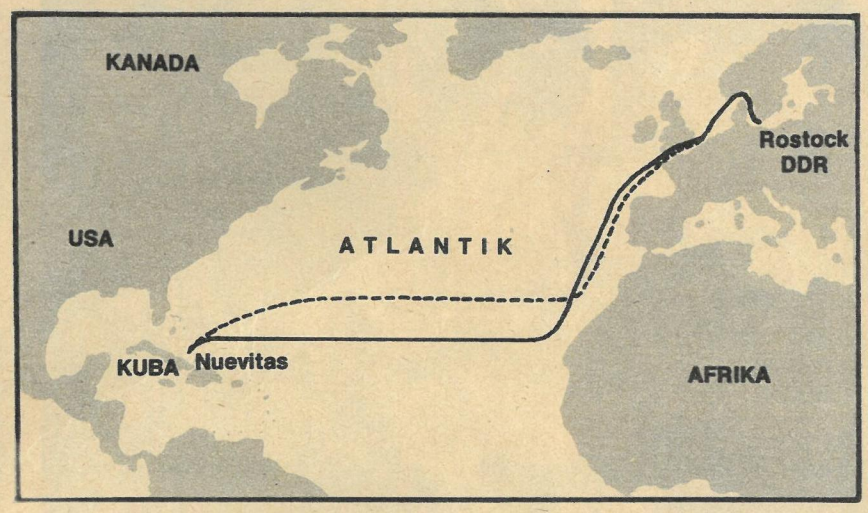
Von Mai 1984 bis Dezember 1987 fuhren oder flogen insgesamt über 200 Mann, vom Matrosen bis zum Kapitän, vom Koch bis zum leitenden Ingenieur, zum langfristigen

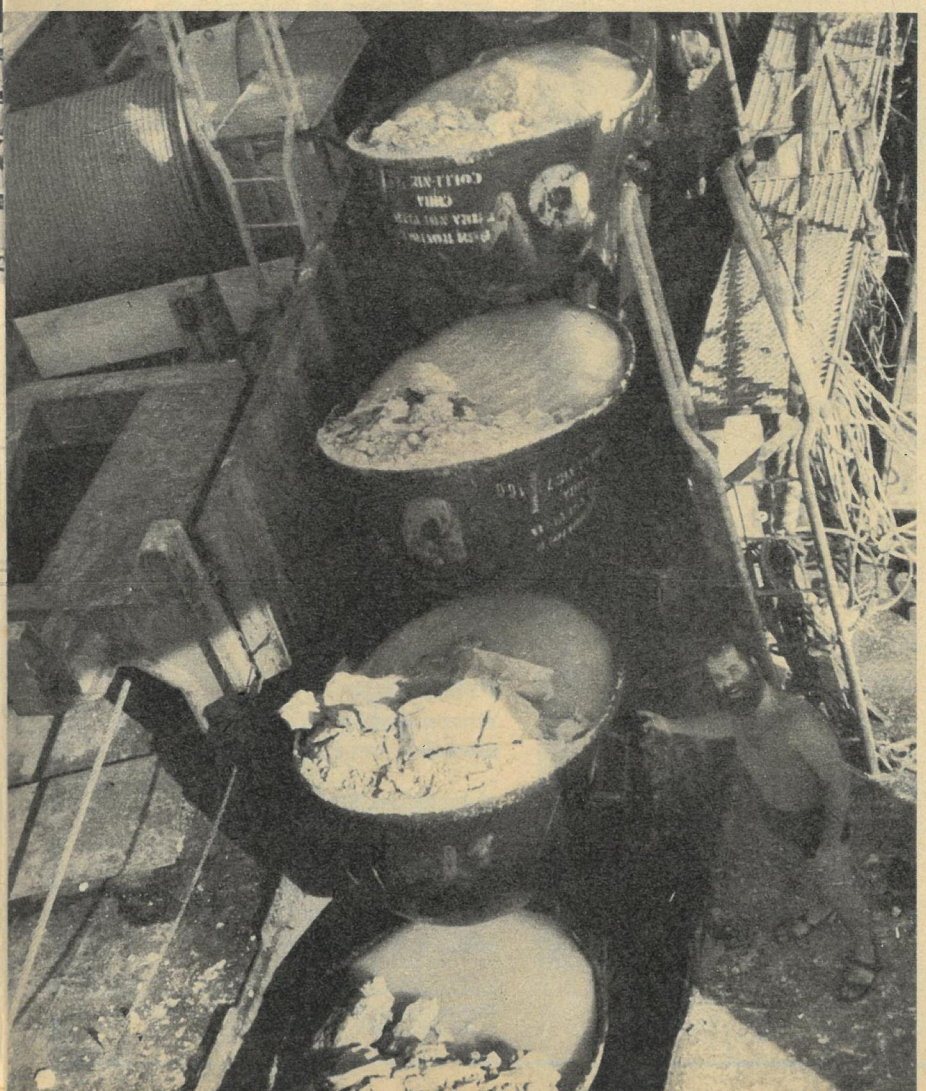


Schichteinsatz über den großen Teich. Rund 140 von ihnen arbeiteten über ein Jahr und länger auf der bisher bedeutendsten Auslandsbaustelle von BBB. Kapitän Erwin Halt war von Anfang an dabei. Ungewohnt waren die Arbeits- und natürlich die klimatischen Bedingungen. Im November 1985 mußte gar der Hurrikan „Kate“ auf See überstanden werden. Die kubanischen Gastgeber unterstützten ihre tüchtigen Helfer nach besten Kräften, stellten Werftkapazität für notwendige Kontroll- und Reparaturarbeiten zur Verfügung, luden ein zu Ausflügen auf der paradiesischen Insel… In zweieinhalb Jahren – und das bedeutet vorfristig – wurden die Fahrrinne, die Wendeplatte des Hafens und ein Liegeplatz am neuen Petrolkai fertiggestellt, wurden insgesamt 3,7 Millionen Kubikmeter Ton- und Kalkstein ausgebaggert und abtransportiert. Schiffe von 10,50 Meter Tiefgang und bis zu 30 000 Tonnen können nun Nuevitas anlaufen. So machte auch der erste große Spezialtransporter aus der Sowjetunion an der neuen „Pier der Freundschaft DDR–Kuba“ fest. Er brachte Ammoniak für die große Düngemittelfabrik in Nuevitas…

Doch wie kam denn nun eigentlich der Bagger mit seinen Rieseneimern über den Atlantischen Ozean? Erwin Halt: „Wir haben zwar einen eigenen Antrieb, rund 2000 installierte kW, aber quer über den Atlantik hätte eigens für uns ein Tanker nebenherlaufen müssen.“ Kubanische Hochseeschlepper nahmen daher die BBB-Schiffe auf den Haken. Hin schleppte der „Caribe“ den „Wolgast“ sowie die Schuten „Seeigel“ und „Seestern“ und der „Siboney“ die Schuten „Seelöwe“ und „Seeteufel“. Die Baggereimer jedoch waren sicherheitshalber abmontiert worden. Ein Frachter brachte sie nach Nuevitas.

Die erste Überfahrt des „Wolgast“ und der vier Schuten verlief bei





normalen Maiwetterlagen ruhig. Das einzige, was man brauchte, so Kapitän Halt, war Geduld. Der ungewöhnliche, mit halbkilometerlangen Trossen verkoppelte Schiffsverband bewegte sich nämlich nur im sonntäglichen Fahrradtempo vorwärts. Und des Wassers war kein Ende. 5800 Seemeilen… Lebhafter war der Rücktörn. Sturm, Windstärke acht bis neun in der Biskaya. Mal befand sich im endlosen Auf und Ab der nunmehr eingesetzte 6000-PS-Schlepper „Caribbean Salvor“ vier Meter oben und der „Wolgast“ vier Meter unten – mal umgekehrt. Auf Höhe Le Havre fiel der „Caribe“ aus. Motorschaden. Hilfseinsatz des DDR-Frachters „Hennigsdorf“. Aber: Ende gut, alles gut! Erwin Halt: „Unser ‚Wolgast‘ erwies sich als wirklich seetüchtig!“

Mit einem „Muchas gracias!“ dankten die DDR-Seeleute den Kubanern für gute, treue Seemannschaft. Man hat sich schätzen gelernt. Eine Kogge aus der DDR wird Kapitän Maximino Albisa (Foto links außen, rechts) immer an einen seiner interessantesten Einsätze erinnern.

Volker Hempel

Fotos: J. Fensch (2), E. Halt (2), F. Eibicht (1); Karte: S. Mitzscherling

Im nächsten Heft:

Jede gewonnene Minute zählt,
jeder Schritt ist wichtig im Kampf um eine reale Abrüstung. FW berichtet exklusiv vom Gipfeltreffen in Moskau.

Foto: TASS

Fußball in Gala
Der Monat Juni ist d e r Fußballmonat: Europameisterschaft 1988. Drei ehemalige Weltmeister, vier Ex-Europameister, ein zweifacher Vizeweltmeister und ein vermeintlicher Außenseiter geben sich ein Stelldichein. Einhellige Meinung: Jeder hat eine Chance.

Foto: ADN-ZB

Echos aus dem Körper
empfangen die Mediziner mit modernen Ultraschallgeräten. Zunehmend werden diese die traditionellen Röntgenbilder ablösen. Ein Institutsdirektor gibt Auskunft.

Filmtermin in Prag
Jana Brejchová, die bekannte tschechoslowakische Schauspielerin, empfing FW-Reporter Ursula Weil und Lothar Willmann während eines Drehtages in einem alten Prager Krankenhaus. Ein neuer Film entsteht mit Tochter Tereza.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Urwaldleben im Regenwald der kubanischen Sierra Maestra

1

Das Foto dieses neugebauten Wespennestes entstand vor Sonnenaufgang, als die hornissengroßen, wehrhaften Insekten noch vor Kälte klamm und deshalb weniger stechlustig waren. An der Decke einer großen Baumhöhle haben drei Wespenweibchen („Königinnen") die erste winzige Wabe aus Papierbrei hergestellt und die Zellen mit Eiern belegt. Normalerweise baut jede Wespenkönigin ihr eigenes Nest. In allen Fällen, in denen anfangs mehrere Weibchen an einer Wabe arbeiten, gewinnt schließlich eins die Oberhand, frißt die Eier der anderen auf und degradiert die unterlegenen Weibchen schließlich zu „Hilfsweibchen". Ein solches Nest hat dennoch bessere Überlebensaussichten, da ja mehrere Helfer zur Betreuung der ersten Brut bereitstehen. Sind die ersten Arbeiterinnen geschlüpft, geht es mit dem neuen Wespenstaat schnell voran: Die Wabe wird bei dieser Art in seitlicher Richtung immer weiter vergrößert. Waben von knapp einem Meter Länge und Hunderten Zellen sind dabei keine Seltenheit. Im gleichmäßigen Tropenklima des Regenwaldes der Sierra Maestra müssen die baumhöhlenbewohnenden Wespen keine Schutzhüllen gegen Wärmeverluste anlegen, wie etwa unsere einheimischen Faltenwespen. Alle im Freien bauenden Arten sind jedoch auf feste Nesthüllen gegen die täglichen Sturzregen angewiesen. Sie stellen diese Hüllen in unterschiedlicher Bauweise aus selbstgefertigtem, harzgetränktem Papier, starkem Karton oder kunstvoll vermauertem Lehm her.

Im Gegensatz zu unseren einheimischen Wespenvölkern leben die tropischen Staaten oft über mehrere Jahre, da dort kein Winterfrost ihrem Dasein ein Ende macht. Die Larven der meisten Arten werden mit Fleisch gefüttert. Es verblüfft immer wieder, wie schnell die großen tropischen Wespen ihre Beute (vor allem Fliegen) verarbeiten: Mit raspelnden Geräuschen beißen sie Kopf, Flügel und Beine ab, der Rest wird in Sekundenschnelle zu einem Klumpen zerkaut und ins Nest getragen.

Kubanische Faltenwespe

Preisfrage:

Wovon ernähren sich die erwachsenen Faltenwespen?

a) Insekten, Fleisch
b) Nektar, süße Früchte
c) Blätter, Gras

Antworten bitte auf Postkarte bis 8. Juni 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

Text und Fotos: Dr. Matthias Freude, Redaktion: Christel Kotsch